

Zeit & Schrift

Psalm 85

**Bist du noch Sklave
oder schon Kind?**



Gastkommentar

3 »Ihr habt mir meine Kindheit/Jugend gestohlen!«

Michael Kotsch

Bibelstudium

4 Barnabas und die ersten Gemeinden (6)

Horst von der Heyden

Bibel im Alltag

10 In der falschen Schlange?! (Psalm 85)

Ulrich Müller

Glaubensleben

20 Biblische Seelsorge (16): Angst und Angststörungen (Teil 3)

Wolfgang Vreemann

Mission

28 Nachrichten aus Kolumbien

Roland Kühnke

Vor-Gelesen

30 Wayne Jacobsen, Dave Coleman: Der Schrei der Wildgänse / Andreas Boppert: Neuländisch

Marcel Haldenwang

Die Rückseite

36 Halleluja!

Autor unbekannt

Zeit & Schrift

22. Jahrgang 2019

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneidg@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 12 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

»Ihr habt mir meine Kindheit/Jugend gestohlen!«

Mit diesem angriffigen Statement macht momentan nicht nur Greta Thunberg, sondern machen auch andere jugendliche Klimaaktivisten von sich reden. Das klingt massiv und brutal. Denn wer hier angesprochen wird, entweder die Politiker oder all diejenigen, die nicht sofort eine ökologische Revolution herbeizwingen, müssen Monster sein, wenn sie armen, unschuldigen Kindern ihre Jugend rauben.

Was unter der »geraubten Kindheit/Jugend« genau zu verstehen ist, bleibt zumeist aber Interpretationssache. Gemeint ist damit wahrscheinlich nicht, dass die Jugendlichen zu Kinderarbeit gezwungen wurden wie in Indien oder als Kindersoldaten kämpfen mussten wie in manchen afrikanischen Ländern oder als Sexsklaven eines arabischen Millionärs gehalten wurden oder mit generellem Spaßverzicht belegt wurden usw. Gemeint ist wohl auch nicht, dass Greta und Freunden verboten wurde zu feiern, Musik zu hören, sich zu befreunden oder Spielfilme zu sehen. Mit der prognostizierten Klimakatastrophe kann das auch nur bedingt zu tun haben, denn wenn die eintreten sollte, werden die Demonstranten längst erwachsen sein.

Sollten sie mit dem Vorwurf der »verlorenen Jugend/Kindheit« allen Ernstes meinen, die vorgeblich untätigen Politiker zwingen arme Jugendliche, als Klimaaktivisten zu demonstrieren, statt brav zur Schule zu gehen, sich mit Freunden zu treffen oder neue, saubere Technologien zu erfinden? Zweifellos ist es auch eine große Last, plötzlich von allen relevanten Leuten als Held gefeiert zu werden, nur weil man lautstark alle Regierenden und überhaupt alle Erwachsenen beschimpft und ihnen den vorgebliehen Untergang der Welt vorwirft.

Auch wenn das Demonstrieren wirklich ein so mühsames Geschäft sein sollte, könnte man doch zumindest ein bisschen ausgewogen bleiben und zwischendurch allen Verantwortlichen einmal so richtig danken, dass durch ihre Anstrengungen in den letzten hundert Jahren die Kindersterblichkeit rapide gesunken ist, dass die Zahl der Hungertoten weltweit massiv zurückgegangen ist, dass Jugendliche heute eine so große Freiheit bei Berufswahl, Partnerwahl oder Urlaubsgestaltung haben wie nie zuvor, dass die Meinungs- und Religionsfreiheit so geschützt ist wie nie, dass Jugendliche im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten eine luxuriöse Ernährung, Gesundheitspflege, öffentliche Sicherheit, kostenfreie Bildung, weitgehende Gleichberechtigung, politische Mitbestimmung, zwischenstaatlichen Frieden, im weltweiten Vergleich sehr saubere Luft und Wasser usw. genießen können.

Wer ehrlich sagt: »Ihr habt mir meine Jugend gestohlen!«, muss auch sagen: »Ihr habt mir eine reiche, freie und gesunde Jugend ermöglicht!« – Oder wollte Greta am Ende einfach sagen: »Jetzt bin ich ein bisschen erwachsener geworden«?

Michael Kotsch

Barnabas und die ersten Gemeinden (6)

Wir sahen, dass die Gemeindegründung in Antiochien publik geworden war und man auch in Jerusalem davon gehört hatte (Apg 11,22). Wir dürfen annehmen, dass auch das weitere Wachstum und die positive Entwicklung, die die dortige Versammlung nun nahm, in Jerusalem bekannt wurde. So ist es nicht verwunderlich, dass im Laufe des Jahres, in dem Barnabas und Paulus dort arbeiteten, andere Geschwister aus der Urgemeinde aufbrachen, um zu sehen, was ihnen berichtet worden war.



Wir lesen weder etwas davon, dass sie zufällig nach Antiochien kamen, noch von einem Auftrag, den diese Brüder gehabt hätten. Aber sie werden etwas von der neu entstandenen Gemeinde dort gewusst haben, und sie wussten auch um ihre eigene Verbundenheit mit ihr, und das ließ sie den weiten Weg nach Antiochien auf sich nehmen.

Diese allein auf dem gemeinsamen Herrn basierende Verbundenheit wurde nun auch in Antiochien praktiziert, indem sie, offenbar unmittelbar nachdem sie angekommen waren, von den dortigen Geschwistern als Brüder im Herrn aufgenommen wurden. Auch wenn es nicht unwahrscheinlich ist, dass diese Brüder dem Barnabas bekannt waren, so ist der Umstand doch hervorzuheben, dass es nach ihrer Ankunft augenscheinlich keinerlei Berührungsprobleme gab: Die Brüder waren da, und sie wurden als solche in der Gemeinde aufgenommen. Hervorzuheben ist dies auch deshalb, weil Lukas ausdrücklich betont, dass es sich bei den Brüdern um Propheten handelte, die da von Jerusalem nach Antiochien kamen. Da hätte es schon zu Argwohn und Missgunst kommen können, wo Lukas doch ebenso deutlich vermeldet, dass es in Antiochien selbst ausgezeichnete Propheten gab (Apg 13,1).

Wenn wir von Propheten reden, dürfen wir zwar auch, aber eben nicht nur an deren Gabe denken, künftige Geschehnisse vorauszusagen. Dies wird sowohl im Alten¹ als auch im Neuen Testament deutlich. In Korinth z. B. wird deren Aufgabe u. a. darin gesehen, dass durch ihre prophetische Rede

(Weissagung) »alle lernen und alle getröstet werden« (1Kor 14,31). So werden wir uns zunächst auch den Dienst derjenigen vorzustellen haben, die von Jerusalem nach Antiochien aufgebrochen waren und hier gemeinsam mit den Übrigen die junge Versammlung erbauten.

Dass dabei auch der vom Geist gewirkte Blick in die Zukunft eine Rolle spielte, macht uns der folgende Vers klar, in dem ein Agabus namentlich genannt wird, der eine große Hungernot voraussagte. Wenn Lukas diese Information mit dem Satz fortführt, »welche auch unter Claudius eintrat«, ist dies für uns von mehrfacher Bedeutung. Zum einen wird dadurch dem erwähnten Agabus bescheinigt, dass er nicht unter die Kategorie der falschen Propheten fiel, vor denen sowohl im Alten als auch im Neuen Testament so eindringlich gewarnt wird (vgl. 2Petr 2,1) und die gerade dadurch zu erkennen sind, dass ihre Voraussagen eben nicht eintreffen (vgl. 5Mo 18,22). Nein, Lukas betont ausdrücklich, dass Agabus *durch den Geist* diese Not anzeigte. Und der konnte auch später noch in diesem Propheten wirksam sein, als er Antiochien schon wieder verlassen hatte. Von dort kam er nämlich, als Paulus auf seiner Reise nach Jerusalem in Cäsaräa Halt gemacht hatte, und sagte den Versammelten voraus, was Paulus in Jerusalem erwarten würde (Apg 21,10).

Zum anderen² kommt diesem Hinweis insofern Bedeutung zu, als Lukas uns so die Begebenheit zeitlich einzuordnen hilft. Claudius, der Nachfolger Caligulas, war ein Neffe des Tiberius und regierte

als vierter römischer Kaiser in der Zeit von 41 bis 54 n. Chr. Wenn Lukas hier nun ausdrücklich darauf abhebt, dass die Hungersnot unter Claudius stattfand, dann wird davon auszugehen sein, dass sich die obige Begebenheit noch vor dessen Regierungszeit abspielte, anderenfalls hätte er dies sicher entsprechend formuliert. Sollten diese Überlegungen zutreffen, dann wäre die Ankunft der Jerusalemer Propheten vor 41 n. Chr. zu datieren.

Agabus also prophezeite für die nahe Zukunft eine Hungersnot. Dabei handelte es sich nicht um eine Vorausschau, die aus der analytischen Beobachtung der gesamtwirtschaftlichen Lage erwachsen war, wie wir sie aus der heutigen Zeit kennen. Seine Vision erfolgte *durch den Geist*, und es ist ja nicht unbedeutend, dass Lukas keinerlei Zweifel seitens der Geschwister vermeldet, die eine derartige Voraussage vernahmen. Nein, ganz im Gegenteil, die Gemeinde war von der Glaubwürdigkeit eines Agabus überzeugt und

1 Vgl. z. B. 2Mo 7,1 (Fußnote unreviewierte Elberfelder Bibel) im Vergleich mit 2Mo 4,15; 4Mo 11,29.

2 Außerdem verdeutlicht dieser Einschub, der ja den Ablauf des eigentlichen Berichts unterbricht, auch die Intention des Verfassers. Lukas schrieb seinen Bericht an Theophilus – wahrscheinlich ein hochgestellter römischer Beamter, der an der Entstehung und Entwicklung des Christentums großes Interesse zeigte. Wenn nun hier auf ein vorausgesagtes Ereignis verwiesen wird, das nachweislich und nachprüfbar später stattfand, dann soll dem Adressaten damit auch die Zuverlässigkeit der christlichen Prophetie verdeutlicht werden.

sofort bereit, in geeigneter Weise darauf zu reagieren. Dabei ist die Reaktion der Geschwister von besonderer Tragweite.

Über den ganzen Erdkreis sollte die Hungersnot kommen, so hatte Agabus es vorausgesehen – und damit war auch Antiochien eingeschlossen. Da wäre es durchaus verständlich und für uns völlig normal gewesen, wenn Lukas weiter berichten würde, dass die dortigen Geschwister mit Umsicht Vorsorge für ihre eigene Zukunft getroffen hätten. Aus der aktuellen Fülle hätte man für den zu erwartenden Mangel beiseitelegen und so in Ruhe die kommenden Zeiten abwarten können. Bei Lukas heißt es dagegen deutlich anders: *»Sie beschlossen aber, je nachdem einer der Jünger begütert war, ein jeder von ihnen zur Hilfsleistung den Brüdern zu senden, die in Judäa wohnten; was sie auch taten, indem sie es an die Ältesten sandten durch die Hand des Barnabas und Saulus.«*

Apq 11,29: Sie beschlossen aber, ...

In der Regel wird ein Beschluss gefasst, nachdem Vorschläge gemacht und diese ggf. diskutiert worden sind. Von einer solchen Diskussion berichtet Lukas nichts. Die hatte es offensichtlich ebenso wenig gegeben, wie es verschiedene Vorschläge gab. Nicht einmal – und das scheint mir besonders bemerkenswert, weil wir das heute zur Genüge kennen – hatte es einen Appell von Seiten des Agabus gegeben. Der hatte die kommende Not *durch den Geist* angekündigt, und da gab es keine Diskussion, da wussten die Geschwister, was zu tun war.

Dabei ist es mehr als nur wahr-

scheinlich, dass hier nicht eine kleine Menge führender Brüder, allen voran die Apostel Barnabas und Paulus, sondern die Versammlung als Ganzes übereinkam und diesen Beschluss fasste.

... je nachdem einer der Jünger begütert war, ...

Der genommene Beschluss schrieb keine fixe Menge oder Größe vor: Das Maß bestimmte jeder Einzelne selbst, wobei er auch selbst seine eigene finanzielle und materielle Situation einschätzte und eigenverantwortlich abzuwägen hatte, was er geben konnte und wollte (vgl. 2Kor 8,11). Dies erinnert nun sehr stark an das Verhalten der Urgemeinde in Jerusalem (Apq 4,32ff.), in der ja gerade ein Barnabas sich so »hervorragend« verhalten hatte. Und es ist sicher nicht abwegig, wenn wir seinen Einfluss auf die Geschwister in Antiochien auch in dieser Beziehung annehmen.

... ein jeder von ihnen ...

Niemand schloss sich aus. Die Information des Gesamtsatzes wäre auch ohne diesen Hinweis verständlich gewesen. Wenn Lukas Wert darauf legt, dies noch einmal zu erwähnen, dann will er dadurch die Hilfsbereitschaft der dortigen Geschwister mit besonderem Nachdruck hervorheben.

... zur Hilfsleistung den Brüdern zu senden, die in Judäa wohnten; ...

Dies ist nun der eigentliche Höhepunkt innerhalb der Informationen, die uns Lukas im Zusammenhang mit der Prophetie des Agabus mitteilt. Wir, denen die berichteten Ereignisse der Apostelgeschichte

geläufig sind, wissen natürlich um die Spende der Geschwister aus Antiochien, und insofern machen wir uns auch weniger klar, welch beispielhaft christliches Verhalten in deren Spendenbereitschaft zutage tritt.

Die Ur-Versammlung in Jerusalem zeichnete sich u. a. dadurch aus, dass *»ihnen alles gemein«* war und *»einem jeden ausgeteilt wurde, so einer irgend Bedürfnis hatte«* (Apq 4,32ff.). Dieses für unseren Erfahrungshorizont eher revolutionäre Verhalten erfährt hier in Antiochien eine neue Qualität: Es wäre ja schon durchaus unchristliches Verhalten gewesen, hätte man für die Bedürfnisse der eigenen Leute einen Hilfsfonds gegründet, in den jeder nach seinem Vermögen eingelegt hätte, um gemeinsam der drohenden Hungersnot zu begegnen. Indes, davon ist gar keine Rede.³ Nicht die eigenen Leute stehen im Blickfeld der Fürsorge, es sind andere, womöglich sogar vollkommen Fremde, denen man sich anschickt, aus der zu erwartenden Not zu helfen.

Nur – und das macht das Neuartige, Revolutionäre dieser Handlung aus –: Es waren zwar auf der einen, menschlichen Seite persönlich Unbekannte, aber es waren doch auf der anderen, geistlichen Seite Brüder und Schwestern in dem einen gemeinsamen Herrn. Und durch ihren gemeinsamen Glauben wussten sich die Geschwister in Antiochien aufs Innigste mit denen verbunden, die in Jerusalem lebten. Sicher werden sie auch zuvor schon von ihnen gehört und dabei erfahren haben, wie beispielhaft sie sich gerade bezüglich der materiellen Gleichheit

verhalten hatten. Sicher werden sie auch über die Zerstreuung informiert gewesen sein, dies schließlich auch zu materieller Not innerhalb der dortigen Gemeinde geführt hatte. Wenn nun eine Hungersnot ins Haus stand, musste das die Jerusalemer Geschwister besonders hart treffen, und deshalb galt es zunächst, für deren Überleben zu sorgen und die eigenen Bedürfnisse hintanzustellen.⁴

Apg 11,30: ... was sie auch taten, ...

Es besteht oft ein prinzipieller Unterschied zwischen einer gefühlsmäßigen Ergriffenheit mit daraus resultierender spontaner Bereitschaft zu sozialem Handeln und der Umsetzung solchen Vorhabens nach Einsetzen der Nüchternheit. Bei den Geschwistern in Antiochien gab es da allerdings keine Diskrepanz. Sie hatten von der bevorstehenden Hungersnot gehört, hatten erkannt, dass es die Gemeinde in Jerusalem besonders hart treffen würde, hatten den Beschluss gefasst zu helfen und setzten ihn unmittelbar in die Tat um.

... indem sie es an die Ältesten sandten ...

Durch die Spendenbereitschaft der dortigen Geschwister war eine nicht näher bezeichnete Menge Geldes zusammengekommen, und diese galt es nun an diejenigen zu senden, derentwegen es gesammelt worden war. Es ist sicher nicht ohne Bedeutung, dass Lukas hier nicht schreibt, dass man es »an die Gemeinde« oder einfach »an die Geschwister« sandte. Er legt Wert darauf, dass die konkreten Empfänger genannt werden, und das waren nun einmal die Ältesten der

Versammlung in Jerusalem. Selbstverständlich galt die Gabe nicht nur ihnen, aber sie waren es, denen man seitens der Geschwister in Antiochien das Vertrauen entgegenbrachte, dass sie es verantwortungsvoll verteilen würden.

Beachtenswert in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, dass hier erstmals im Neuen Testament Älteste in ihrer Funktion innerhalb der Gemeinde genannt werden. Wenn zuvor von Ältesten die Rede war, dann bezüglich ihrer Stellung in der jüdisch-religiösen Gesellschaftsordnung. Hier nun tauchen sie auf als Vertrauenswürdige innerhalb der Gemeinde in Jerusalem. Dabei erfahren wir interessanterweise weder etwas über ihre Anstellung noch über ihren Werdegang – Lukas berichtet uns jedenfalls nichts davon. Was er aber schreibt, wirkt so selbstverständlich und »normal«, als ob es Älteste in der Gemeinde schon immer gegeben und auch der Leser über deren Funktion und Aufgabe völlige Klarheit hätte. Doch leider wissen wir nichts von alledem, wo wir es doch so gerne wüssten, zumal die Diskussion um Amt und Funktion von Ältesten auch in der Gegenwart durchaus kontrovers geführt wird. Aber bei aller Unkenntnis bezüglich der Ältesten in der dortigen Gemeinde können wir aus den Bemerkungen des Lukas eines ganz sicher entnehmen: Die Ältesten in Jerusalem waren jedenfalls vertrauenswürdig – denn ihnen wurden die Spendengelder anvertraut, und von ihnen erwartete man, dass sie sie auch im Sinne der Spender verteilen würden.



- 3 Möglicherweise hat man in Antiochien auch für die Bedürfnisse der eigenen Gemeinde Vorsorge getroffen. Aber Lukas erwähnt davon nichts. Ihm geht es zunächst einmal darum, das Besondere der christlichen Gemeinschaft, der »Konkretisierung des einen Leibes« darzustellen.
- 4 Vielleicht wird hier auch der Aspekt, den Paulus später gegenüber den Korinthern erwähnt (1Kor 9,11), eine Rolle gespielt haben.

... durch die Hand des Barnabas und Saulus.

Wir haben die Namen der Boten schon so oft gelesen oder gehört, dass wir es für selbstverständlich halten, dass gerade sie es waren, die man als Überbringer des Spendengeldes bestimmt hatte. Aber ist es wirklich so normal, dass gerade Barnabas und Paulus die Gabe überbrachten? Waren sie nicht einerseits »Zugereiste« in Antiochien, und wurden sie andererseits nicht dringend in dieser Stadt und dieser Gemeinde gebraucht? Und waren da – wenn schon »Zugereiste« diesen Dienst besorgen sollten – nicht noch Agabus, der doch glaubhaft von der nahenden Hungersnot gesprochen hatte, und die übrigen Propheten, die doch allesamt aus Jerusalem stammten und die dortigen Verhältnisse kannten?

Nein, die Versammlung bestimmte Barnabas und Paulus, und das wird seine Gründe gehabt haben. Wir können diese letztlich nur vermuten, aber einer dieser Gründe wird sicher in der Vertrauenswürdigkeit der beiden Brüder zu suchen sein. Von Barnabas, der sich als »guter Mann, voll Heiligen Geistes und Glaubens« (Apg 11,24) erwiesen hatte, dürfen wir annehmen, dass er das uneingeschränkte Vertrauen seiner Geschwister genoss. Ihm war es bisher nie um sich selbst gegangen – im Gegenteil. Selbstlos hatte er schon in Jerusalem auf seinen eigenen Vorteil zugunsten der übrigen Geschwister verzichtet. Und als es um das Wohlergehen der Versammlung in Antiochien ging, hatte er nicht nur bereitwillig den beschwerlichen Weg nach dort auf sich genom-

men, sondern war von dort erneut aufgebrochen, um nach Saulus zu suchen, von dem er glaubte, dass auch der den Geschwistern in Antiochien nützlich sein könnte. Und auch von Paulus wissen wir, dass er nicht um sich selbst, sondern um den Herrn und seine Versammlung besorgt war (Apg 20,24; 2Kor 11,28). Sowohl Barnabas als auch Paulus waren in Antiochien als Brüder bekannt, denen man es zutrauen konnte, das Geld, das die Geschwister gespendet hatten, nach Jerusalem zu bringen. Aber nicht nur dort waren sie bekannt. Einmal abgesehen von den Propheten, die von Jerusalem gekommen waren, kannte wohl niemand aus Antiochien die Geschwister in Judäa besser als diese beiden Männer – und umgekehrt. Auch dies wird ein Grund dafür gewesen sein, dass man bei der Wahl der Überbringer auf Barnabas und Paulus setzte.

Ein weiterer Grund wird darin gelegen haben, dass gerade diese beiden auch bereitwillig waren, den nicht gerade unbeschwerlichen Weg auf sich zu nehmen. Und dass sie das taten, zeigt nicht nur ihr Engagement für die Sache des Herrn, sondern – und das ist besonders hervorzuheben – auch etwas von ihrer demütigen Selbsteinschätzung: Sie hielten sich in Antiochien nicht für unentbehrlich. Sie vertrauten dem Herrn und der dortigen Gemeinde, dass es auch ohne ihre Anwesenheit weitergehen würde – und davon war auch die Versammlung selbst überzeugt, sonst hätte sie die beiden nicht geschickt.



In Jerusalem war zwischenzeitlich einiges passiert. Herodes Agrippa I., ein Enkel Herodes' des Großen, war von Claudius, dem neuen römischen Kaiser, mit der Verwaltung Judäas und Samarias betraut worden. Damit war nicht nur das Herrschaftsgebiet seines Großvaters wiederhergestellt worden, auch das Amt des römischen Statthalters in Palästina wurde dadurch überflüssig: Herodes war sozusagen zum Bevollmächtigten des römischen Kaisers in Gesamtpalästina aufgestiegen. Ein wichtiges Merkmal seiner Regierung waren die guten Beziehungen, die er zu den Juden unterhielt. Er verstand es, sich die Gunst des jüdischen Volkes zu sichern, indem er deren gottesdienstliche Riten und Empfindungen respektierte. Dies wird u. a. aber auch dadurch deutlich, dass er versuchte, der christlichen Gemeinde in Jerusalem – einem beständigen Ärgernis für einen rechtgläubigen Juden – Schaden zuzufügen. Jakobus, den Bruder des Johannes, ließ er hinrichten und Petrus gefangen setzen (Apg 12,1–4). Als er der jüdischen Menge, die ihn wegen seines Auftretens schmeichlerisch als Gott verherrlichte, nicht Einhalt gebot, traf ihn ein göttliches Gericht (Apg 12,20–23).

Dieser Exkurs in die politisch-gesellschaftliche Situation ist zu beachten, wenn man den Dienst der beiden Brüder Barnabas und Paulus in dieser Zeit würdigen will. Denn die geschilderten Veränderungen in Judäa ereigneten sich gerade in der Zeit, als die beiden sich anschickten, in Jerusalem die Gabe der Versammlung abzuliefern. Herodes Agrippa I. starb 44 n. Chr. Be-

richtet Lukas hier chronologisch – und der Kontext deutet darauf hin –, dann waren die beiden Brüder gerade zu der Zeit in oder zumindest auf dem Weg nach Jerusalem, als Herodes den Jakobus ermorden ließ. Dabei müssen wir beachten, dass Herodes schon seit 41 n. Chr. die Herrschaft über Judäa innehatte, also schon seit drei Jahren auch in Jerusalem um die Gunst der Juden buhlte. Diese politischen Veränderungen waren bekannt – und ganz sicher auch den Geschwistern in Antiochien nicht verborgen geblieben. Wenn die beiden Brüder aber trotz der Bedrohung, der die Christen jetzt ausgesetzt waren, ihrer Aufgabe nachkamen, dann zeugt das von ihrer Unerschrockenheit in ihrem Dienst für den Herrn und seine Versammlung. Wir sahen diese Furchtlosigkeit bereits bei Barnabas, als er sich bereitwillig des Paulus annahm und ihn in die Jerusalemer Gemeinde einführte. Aber auch bei Paulus findet sich diese Unerschrockenheit, wenn er trotz der Anfeindungen seitens seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen den Christus öffentlich bezeugte (Apg 9,20ff.).

Wir wissen, dass Jakobus hingerichtet und Petrus gefangen genommen wurde, aber wir tun gut daran zu beachten, dass diese beiden vielleicht die Bekanntesten, nicht aber die Einzigen in Jerusalem waren, denen Herodes Gewalt antat. Lukas betont ausdrücklich, dass es *etliche* waren, denen Herodes nachstellte, um sie zu misshandeln. Wenn wir uns dazu noch bewusst machen, dass Paulus, der ehemalige Pharisäer – in dessen Gefolge aber auch Barnabas –, zu denen gehörte, die wegen ihres

christlichen Bekenntnisses den ganzen Hass des jüdischen Klerus auf sich gezogen hatten (Apg 9,29), dann ahnen wir vielleicht etwas von der Gefahr, in die sich die beiden bereitwillig begaben, als sie Richtung Jerusalem aufbrachen.

Ist es nicht erstaunlich, dass die Versammlung in Jerusalem durch die Anfeindungen seitens Herodes nicht zerstört wurde? »Des Hades Pforten werden sie nicht überwältigen«, hatte der Herr versprochen (Mt 16,18) – und er steht zu seinem Wort! Sie hatte zwar einen ihrer Führer durch die Hand von Herodes verloren, insgesamt aber war sie gewachsen – und wahrscheinlich nicht trotz, sondern gerade wegen der Verfolgungen, durch die sie gehen musste. In dieser Phase aber auch durch die tatkräftige Unterstützung der beiden Brüder aus Antiochien. Da Lukas keinerlei Angaben über deren Ankunft macht, wohl aber über ihre Abreise aus Jerusalem – und zwar nachdem er mitgeteilt hat, dass das Wort Gottes wuchs und sich mehrte (Apg 12,24) –, ist es eher wahrscheinlich, dass die beiden Brüder ihren Teil an der Belebung hatten, die die Versammlung in Jerusalem erfuhr.

Wenn eine Gemeinde wächst, wenn Menschen zum Glauben kommen und sich der Gemeinde anschließen, ist das zunächst und in erster Linie auf den Segen Gottes zurückzuführen. Dann aber auch auf das Engagement derjenigen, die sich bereitwillig in seinen Dienst stellen und die er benutzt, um seinen Segen wirksam werden zu lassen. Das hat in der Regel große Freude für die Gemeinde zur Folge und ganz besonders bei denjenigen, die sich für die




Sache des Herrn engagiert haben. Das Zusammengehörigkeitsgefühl wächst ebenso wie die Begeisterung – da es ist eher ungewöhnlich, dass jemand ohne Not oder Auftrag eine solche Gemeinde verlässt, insbesondere wenn er an der positiven Entwicklung beteiligt war. Das müssen wir berücksichtigen, wenn Lukas nun fortfährt: »Barnabas aber und Saulus kehrten, nachdem sie den Dienst erfüllt hatten, von Jerusalem zurück und nahmen auch Johannes mit, der auch Markus genannt wurde« (Apg 12,25).

Horst von der Heyden

In der falschen Schlange?!

(Psalm 85)



Nach einem langen Arbeitstag muss ich schnell noch etwas Käse und Salami fürs Abendessen einkaufen. Ich eile durch die Gänge des Supermarktes und lege sicherheits halber auch noch eine Tüte Chips in den Korb. An der Kasse stelle ich mich in der linken Schlange an – die dort zuständige Kassiererin habe ich als flott in Erinnerung.

Pustekuchen. Rechts geht es tatsächlich zügig weiter, während an der Spitze meiner Schlange ... – Moment, will der wirklich 17,90 € mit gesammelten 10-Cent-Stücken bezahlen?! Im letzten Moment wechsele ich noch schnell die Seite und reihe mich am Ende der anderen Schlange ein. Prompt funktioniert dort bei der Kundin ganz vorne die EC-Karte nicht, sie muss ihre ganze Handtasche auf den Kopf stellen, um genügend Bargeld zu finden. Links läuft währenddessen natürlich auf einmal alles ohne Probleme weiter ...

An der Kasse in der falschen Schlange zu stehen – das nervt; gerade, wenn man es eilig hat. Das ist kein schönes Gefühl. Aber es geht vorbei. Schlimmer ist es, wenn man den Eindruck hat, im Leben insgesamt in der falschen Schlange zu stehen. Wenn man dieses blöde Gefühl nicht los wird, auf der Stelle zu treten, nicht weiterzukommen, festzustecken – während die meisten anderen große Fortschritte machen.

Etwa bezogen auf das persönliche Leben; da hat man manchmal so eine Art Phantomschmerz: Gebetserhörungen, das Gefühl enger Verbundenheit mit Gott, gesegnete Begegnungen, besondere Begabungen, übernatürliche Erlebnisse, die zeigen, dass Gott seine Finger mit im Spiel hat ... diese Erfahrungen mit Gott machen scheinbar immer nur die anderen. Während andere Christen von einem geistlichen Höhepunkt zum nächsten schweben, kämpft man selber mit dem Kleinkram, dem Bodensatz des Lebens: der kaputten Spülmaschine, dem TÜV und dem platten Fahrradreifen.

Mitunter hat man auch das Gefühl, beziehungsweise in der falschen Schlange zu stehen. Überall sieht man nur Pärchen, die Hand in Hand das gemeinsame Leben genießen, zusammen viel erleben, glücklich durchs Leben gehen. Das eigene Leben kommt einem angesichts dieser Harmonie einfach nur trist und einsam vor.

In der falschen Schlange zu stehen – diesen Eindruck kann man auch bezogen auf seine Gemeinde haben. Alle pilgern zu diesen boomenden Gemeinden mit starker Anziehungskraft: zwei Gottes-

dienste jeden Sonntag, lebendiger Lobpreis, Bekehrungen und Taufen am laufenden Band! Da geht die Post ab! Und man selbst ist froh, wenn in der eigenen Gemeinde wenigstens die Hälfte der Stühle besetzt ist. Klar: Jeder ist lieber Teil einer Gemeinde im Aufbruch als Mitglied einer stagnierenden Gemeinschaft, die – so denkt man – nur auf der Stelle tritt. Man will gerne Teil von etwas Größerem sein, Teil einer dynamischen, lebendigen Bewegung!

Manchmal kann einen der aktuelle Zustand des eigenen Lebens, des eigenen Lebensumfeldes richtig herunterziehen. Bei sich selbst Stagnation wahrzunehmen, während es bei anderen richtig gut läuft – das ist eine höchst unbefriedigende Situation. Das kann einen demotivieren, wenn man keine Perspektive sieht, keine Chance auf Verbesserung entdecken kann. Vor lauter Unzufriedenheit denken manche Menschen dann irgendwann: »Ich bin einfach in der falschen Gemeinde. In der falschen Ehe. Im falschen Leben ...« Dass es vorwärtsgeht, dass es aufwärtsgeht, dass sich etwas ändert – man würde gerne daran glauben. Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, aber irgendwann stirbt tatsächlich auch sie, wenn Enttäuschungen sich häufen, wenn die Realität schwierig bleibt, wenn immer neue Probleme auftauchen, kein großer Fortschritt erkennbar ist.

Ein altes Glaubenslied, Psalm 85, macht Menschen Mut, die nicht mehr weiter wissen, die wenig optimistisch sind angesichts fehlender Perspektiven. Es zeigt Wege aus Resignation und Stagnation.



Ausgangslage

Der Psalm stammt vermutlich aus folgender Ausgangssituation: Israel war nach 70 Jahren Verschleppung in Babylon zurück ins Heimatland gekommen; genau wie angekündigt vom Propheten Jeremia (Jer 29). Nach langem Exil konnte Gottes Volk neu anfangen, den Tempel und die Stadt wieder aufbauen.

Aber die erste Euphorie wich nach der Rückkehr schnell der Enttäuschung. Die Fortschritte und Erfolge bleiben überschaubar. Der Neuanfang blieb auf halber Strecke stecken; Frustration machte sich breit.

Es gab eine gehörige »Diskrepanz zwischen großartigen Verheißungen und enttäuschenden Erfüllungen«. ¹ Ja, Gott hatte Freiheit geschenkt – aber das Volk war nur zum Teil zurückgekehrt. Ja, das Exil war beendet, aber Israel blieb weiter Besatzungsland – die politische Fremdherrschaft bestand weiter (vgl. Neh 9,36f.). Ja, der Tempel war vielleicht halbwegs wieder aufgebaut, aber die alte Heimat war immer noch ziemlich verwüstet. Das Volk stand vor großen Schwierigkeiten und Herausforderungen – manche schienen unlösbar. Von außen gab es äußerst unangenehme Feinde – und innen immer wieder lähmenden Streit. Hinzu kamen Missernnten (Hag 1,10f.); »der in der Exilszeit vernachlässigte Boden konnte die Heimkehrenden zunächst kaum ernähren«. ²

Summa summarum: Die Realität blieb weit hinter den Erwartungen (und Gottes Versprechungen?) zurück (Jes 40ff.). Und das Volk fragte sich immer lauter: »Gott, war das

jetzt schon alles? Da hätten wir aber ehrlich gesagt mehr erwartet...« Die Begeisterung nach dem Ende des Exils nahm kontinuierlich ab, dem Volk sank der Mut, der Neuanfang erlahmte und Müdigkeit machte sich breit: »Hat doch alles keinen Sinn. Hier ist kein Fortschritt erkennbar.«

Genau in diese unbefriedigende Situation spricht Psalm 85 hinein. Das ist ein Lied, ein Gebet, geschrieben für ein Volk, das glaubt, in der falschen Schlange zu stehen. Für ein Volk, das glaubt, dass irgendwie nichts mehr weitergeht. Ein Lied, das vom Heiligen Geist inspiriert ein resigniertes, deprimiertes Volk in drei Schritten dazu bringt, das Gestern, das Heute und das Morgen neu in den Blick zu nehmen.

1. Dankbar zurückschauen! (Ps 85,1–4)

1 Ein Lied der Korachiter. **2** Herr, früher hast du gezeigt, dass du dein Land liebst, und hast für dein Volk alles wieder zum Guten gewendet. **3** Sein Unrecht hast du weggenommen und seine ganze Verfehlung zugedeckt. **4** Du hast deinen Zorn zurückgezogen und seine schreckliche Glut wieder abgewendet. (GNB)

Das Lied beginnt überraschenderweise nicht mit einer aktuellen Statusbeschreibung – die kann man aus den folgenden Versen ableiten –, sondern mit einem dankbaren Rückblick: Ja – die aktuelle Lage ist nicht gerade rosig. Aber das Lied setzt an mit einer Rückschau auf große Momente der Vergangenheit. Das soll dazu beitragen, die aktuelle Lage richtig einordnen.

Das Lied startet mit einem Rück-

¹ Erich Zenger: *Psalmen – Auslegungen in zwei Bänden*, Band II, Freiburg 2011, S. 551.

² Beat Weber: *Werkbuch Psalmen II. Die Psalmen 73 bis 150*, Stuttgart 2003, S. 93.

griff auf »Heilserfahrungen«,³ auf prägende Erlebnisse mit Gott. Er hat doch damals schon einmal das Schicksal seines Volkes gewendet! Vermutlich nehmen die Verse 2–4 Bezug auf das Ende des babylonischen Exils (539 v. Chr. erlaubte der Perserkönig Kyros II., nachdem er das Babylonische Reich erobert hatte, die Rückkehr der verschleppten Juden in ihre Heimat). Gott hatte das Schicksal seines Volkes radikal zum Guten gewendet, die Gefangenen heimgeführt. »Da haben wir doch gesehen, dass er es gut mit uns meint. Genau so haben wir ihn erlebt!«

Und das Volk Israel macht sich hier Jahre später in dem Lied bewusst: »Momentan ist es schwierig – ja! Aber wir wollen nicht vergessen, wie Gott uns schon einmal einen Neuanfang geschenkt hat, uns befreit und zurückgeführt hat!« Die Menschen erinnern sich gegenseitig daran: »Wenn wir Gott damals so wichtig waren, hat er uns jetzt garantiert auch nicht vergessen. Damals stand für uns völlig außer Frage, dass er uns liebt, uns hilft, für uns da ist, dass auf ihn Verlass ist. Warum soll das jetzt auf einmal anders sein?«

Psalm 85 erinnert mutmachend an Vergangenes, an Erlebtes, weil das »Du« im Zentrum steht: Gott, *du* hast damals bewiesen, dass du dein Volk liebst, *du* hast für dein Volk alles wieder zum Guten gewendet, *du* hast Vergebung zugesprochen, *du* hast einen Neuanfang ermöglicht.

Die Erinnerung an Gottes Handeln stärkt den Glauben an ihn und seine Größe. Selbstkritisch sollten auch wir uns immer wieder selbst und gegenseitig die Frage

stellen: »Kann es sein, dass ich die Realität gerade sehr einseitig wahrnehme? Fehlt mir die Einordnung in den größeren Zusammenhang?« Ein dankbarer Rückblick rückt das zurecht!

Im Nordseeurlaub wollte mein Sohn einmal, dass wir ihm eine von diesen schicken Sonnenbrillen kaufen. Als wir das ablehnten, kam ein schroffes »Nie kauft ihr mir was! Ihr gönnt mir gar nichts!« Woraufhin wir ihm penibel aufzählten, was er in letzter Zeit von uns so alles bekommen hatte: »Heute zwei Kugeln Eis, gestern eine Mütze, vorgestern einen Ball ...« Wir vergessen so schnell, was gestern war! Wir sollten uns gerade in schwierigen Lebensphasen Zeit nehmen, einen Schritt zurückzutreten, gute Erfahrungen mit Gott wachzuhalten. Wenn wir uns klar machen, dass uns ganz besondere Erlebnisse mit Gott verbinden, macht uns das Mut, die nächste spannende Phase mit ihm anzugehen!

Wir sind oft so gefangen von der aktuellen Situation, dass wir vergessen, dass hinter uns bereits ein langer Weg liegt. Der Psalm ermutigt uns: »Wirf einen dankbaren Blick zurück!« Die ersten vier Verse wiederholen eben *nicht* die alte Leier vom »Früher war alles besser«! Der Beter bleibt nicht stehen im Gestern, bleibt nicht stehen beim Vergangenen, sondern macht die bisherigen Erfahrungen fruchtbar für die Gegenwart! Wer weiterkommen will, muss manchmal erst einmal gedanklich einen Schritt zurückgehen, sozusagen um »Anlauf« zu nehmen. Dabei dürfen wir an besondere Momente anknüpfen.

Freunde von uns machen gerade



3 Klaus Seybold: »Die Psalmen«. In: *Erklärt – Der Kommentar zur Zürcher Bibel*, Zürich 2010, S. 1226.



eine Ehetherapie. Manchmal kriegen sie Hausaufgaben vom Therapeuten auf. Eine Empfehlung von ihm war: Fahrt noch einmal an den Ort, an dem ihr euch kennengelernt habt. erinnert euch, was ihr damals am anderen toll fandet, was euch aneinander fasziniert hat! Da kommt man auf andere Gedanken, da rücken die aktuellen Missstimmungen ein Stück nach hinten, da kommen alte Gefühle hoch! Da fängt man wieder an, romantisch Händchen zu halten. »Stimmt – früher habe ich deine Spontaneität geliebt an dir!« – »Früher habe ich an dir gemocht, dass du anders bist als die anderen. Ich habe dich als Gottes Geschenk an mich empfunden!«

Es hilft, sich manchmal gedanklich zurückzusetzen in längst vergangene Zeiten – weil sie Weichen gestellt haben, weil sie die Grundlage für das heutige Handeln bilden, die wir nicht vergessen dürfen. Ein dankbarer Rückblick, der auch Gottes Rolle am Ganzen angemessen würdigt, lässt uns die aktuelle Lage gleich ganz anders wahrnehmen. Ein Blick zurück bestärkt uns darin, Gott mehr zuzutrauen!

Auch Gemeinden müssen manchmal das Klein-Klein aktueller Diskussionen aussetzen und sich erneut vergegenwärtigen, warum es eigentlich so schön ist, mit Gott zu leben, mit ihm das Leben zu gestalten! In meiner Gemeinde stand vor einigen Jahren eine schwierige Entscheidung an. Konkret ging es um viel Geld, das wir Älteste angesichts des erfolgten Wachstums in zukunftsfähige Rahmenbedingungen investieren wollten. Teile der Gemeinde waren

angesichts der Summen ziemlich skeptisch. Da stand in der Mitgliederversammlung eine ältere Frau auf, die die Gemeinde seit Jahrzehnten kennt. Sie sagte nur wenige Worte: »Wisst ihr noch, wie die Gemeinde vor 15 Jahren, beim Bau des neuen Gemeindezentrums, Gott etwas zugetraut hat, mutige Schritte gegangen ist? Das ging gut aus. Es hat sich bestätigt im Nachhinein! Gott hat mutige Entscheidungen belohnt und gesegnet!« Sie setzte sich wieder hin – und die Diskussion nahm auf einmal einen ganz anderen, einen konstruktiven, hoffnungsvollen, optimistischen Verlauf, weil mit einem Mal nicht unsere, sondern Gottes Möglichkeiten das Bild bestimmten. Das änderte alles!

Zum Weiterdenken:

- *Wo habe ich Gott kennen und lieben gelernt? Was hat mich da an ihm fasziniert?*
- *Was habe ich schon Besonderes mit Gott erlebt? Wann habe ich mich mit Gott ganz eng verbunden gefühlt?*
- *Was waren in der Geschichte meiner Gemeinde / meiner Ehe etc. besondere Höhepunkte? Wo war Gottes Wirken klar erkennbar?*

2. Die Verbindung mit Gott erneuern! (85,5–8)

Der zweite Teil des Psalms nimmt die Gegenwart, die aktuelle Lage des Volkes in den Blick. Wie eingangs erwähnt: eher ein deprimierender Tiefstand.

5 *Gott, unser Retter, stell uns auch jetzt wieder her! Hör auf, uns zu zürnen! 6 Oder willst du für immer zornig auf uns sein? Soll dein Unwille nie zu Ende gehen? 7 Willst*

du uns nicht neu beleben, damit dein Volk sich über dich freut? 8 Herr, lass uns wieder deine Güte sehen! Komm uns zu Hilfe!

Der erwartete Neuanfang nach dem Ende des babylonischen Exils war damals auf halber Strecke stehen geblieben. Die Freude und Begeisterung ebten schnell wieder ab angesichts der »nach wie vor desolaten Lage«⁴ (vgl. Jes 59,9–11; Hag 1,5–11; 2,3.15–17). Wo blieb der erhoffte Schwung? Die Realität war einfach zu enttäuschend: Ideal und Wirklichkeit lagen weit auseinander. Vielleicht war der Tempel irgendwann wieder restauriert, der Nationalstaat wieder hergestellt, die Liturgie wieder eingeführt, aber ansonsten – nichts als große Enttäuschung. Natürlich kam dann Unzufriedenheit auf: »Wir hatten uns das eigentlich ganz anders vorgestellt!« Wo blieb der erhoffte und versprochene Segen Gottes?! Hatte er zu viel versprochen? Frustriert und demotiviert sagte sich das Volk: »Wir stehen in der falschen Schlange. Wir stecken fest. Es geht nicht weiter!«

Gott soll nicht »auf halbem Wege stehen bleiben«.⁵ Das Lied formuliert die dringende Bitte »um Fortführung des mit der Exilswende begonnenen Neuanfangs«.⁶ »Gott, kannst du das nicht noch einmal so machen wie damals? Jetzt? Heute?«

Aber: Gott scheint weit weg. Das Volk ist unsicher: »Will er mit uns nichts mehr zu tun haben?« Es fühlt sich entfremdet von Gott. Die Verse 5–8 verstehe ich so, dass das Volk ins Grübeln kommt: »Gott, wir wissen nicht ganz genau, woran wir (bei dir) sind. Steht da noch was zwischen uns?«

Interessant: Es geht dem Volk Israel nicht nur darum, dass Gott einfach schnell ihre Situation ändern soll. Natürlich: Das Volk wünscht sich (Vers 7) Neubelebung, neuen Schwung! Es soll weitergehen, aufwärtsgehen! Die Betenden argumentieren in Richtung Gott: »Willst du uns nicht neu beleben, damit dein Volk sich über dich freut?« Interessante Begründung: nicht »Gott, damit wir dir gefallen«, sondern »Schenk uns neuen Schwung, damit wir uns über dich freuen können!« Aber das Volk weiß ganz genau, dass Gott das auch gefällt, wenn Dinge wieder in Ordnung kommen, wenn eine Weiterentwicklung zum Guten erkennbar wird. Und »Freude am Herrn« gibt neue Kraft (Neh 8,10: »die Freude am HERRN ist eure Stärke!«).

Das Volk Israel baut auf Gottes Eingreifen. Und damit Gott loslegen kann, ist es denen, die diesen Psalm 85 beten, wichtig, dass nichts zwischen ihnen und Gott steht. Sie wollen die Verbindung mit Gott erneuern und vertiefen! Für entscheidend hält das Volk Israel also sein *Verhältnis zu Gott!* Weil das Volk da ein komisches Gefühl hat, spricht es das im Psalm offen aus: »Gott, stimmt was nicht mit uns? Haben wir ein gestörtes Verhältnis?«

Das ist der richtige Ansatz, wenn man glaubt, in der falschen Schlange zu stehen: Gott reinholen in die Situation! Die Verbindung zu ihm klären! Das Volk Israel will – genau wie wir – »Erfahrungen mit der Nähe Gottes [machen], und zwar radikale und existenzverwandelnde«.⁷ Er soll sein »Heil gewähren« (so übersetzt die REÜ in Vers 8). Darum ruft das Volk zu



4 Weber (2003), S. 91.

5 Erich Zenger: *Stuttgarter Psalter – mit Einleitungen und Kurzkommentaren*, Stuttgart 2005, S. 228.

6 Zenger (2005), S. 227.

7 Dieter Schneider: *Das Buch der Psalmen, 2. Teil*, Wuppertal 1996, S. 195.

Gott um Hilfe – und es will klären, ob die Chemie noch stimmt, ob etwas störend zwischen ihnen und Gott steht.

Das ist auch für uns ein guter Hinweis, wenn wir denken, dass wir persönlich oder als Gemeinde in der falschen Schlange stehen: Achten wir bei der Bewertung der aktuellen Lage, der Lebenssituation und des Status quo der Gemeinde vielleicht auf völlig nebensächliche Aspekte? Was ist wirklich wichtig in meiner Lage? Woran mache ich meine Frustration fest? (Jona etwa wurde von Gott auch zurechtgewiesen: »Mit welchem Recht regst du dich eigentlich über so Nebensächlichkeiten auf! Es geht doch nicht um Annehmlichkeiten für dich im Rinzinusschatten, sondern um Menschen, die mich kennenlernen sollen!«)

Bei allem, was mich persönlich frustriert – vielleicht ist die wirklich entscheidende Frage eher: Wie geht es eigentlich *Gott* mit meiner Lebenssituation, mit der Situation meiner Gemeinde? Vielleicht stellen wir, wenn wir ehrlich sind, fest: Der entscheidende Punkt ist *nicht* der, der *mich* so beschäftigt hat ... (etwa, dass die komische Gemeinde, zu der ich halt gehöre, einfach außer mir zu wenig geistliche Schwergewichte von Format hat. Dass die Gemeindeleitung es einfach nicht drauf hat. Dass ich in einer unbefriedigenden Beziehung gefangen bin. Dass mein Job nicht angemessen ist. Dass meine Lebenssituation völlig inakzeptabel ist ...) Und wir merken, wenn wir uns herantasten an Gottes Sicht der Dinge, wenn wir seine Perspektive einnehmen, möglicher-

weise: Der eigentlich entscheidende Punkt ist mein Verhältnis zu ihm.

Mein Sohn meinte vor kurzem: »Der CD-Player ist kaputt! Ich habe alle Tasten gedrückt, nichts passiert! Den kannst du wegschmeißen!« Als erfahrener Vater schaut man dann doch sicherheitshalber selber noch einmal dabei. Und tatsächlich: Nur der Stecker war nicht richtig drin. Dann fließt natürlich kein Strom, dann läuft die Fünf-Freunde-CD natürlich nicht.

Auch im Gemeinde-, Lebens- oder Ehealltag drücken wir oft wie wild alle möglichen Knöpfe (nutzen also Methoden und Techniken, Geheimtipps, Tools), geben dann, wenn sich der erhoffte Effekt nicht gleich einstellt, desillusioniert auf und sagen: »Es klappt einfach nicht. Kannst du vergessen. Hat keinen Sinn. Das gibt nichts mehr!« Kein Wunder, wenn die göttliche »Kraft aus der Höhe« fehlt! Ohne die geht nichts! Gläubige leben aus der engen Verbindung mit Gott. Er ist unsere Kraftquelle. Wo die Verbindung zu ihm gestört ist, kann und wird Gott nicht so wirken, wie er es gerne will. Da kann er schwer etwas zum Guten verändern und voranbringen.

Jeder muss da zuerst auf sich selbst achten: Habe ich Gott – vielleicht ohne es zu wollen oder zu merken – zurückgedrängt aus meinem Leben? Lasse ich ihm Gestaltungsspielraum? Die Beziehung zwischen Gott und mir ist der unentbehrliche Ausgangspunkt für eine gute Entwicklung, daraus entwickelt sich alles Weitere. Vielleicht ist es dran, diese Verbindung zu erneuern und zu vertiefen!

Zum Weiterdenken:

- *Habe ich Gott schon bewusst in meine schwierige Situation hineingeholt, ihn um sein Eingreifen gebeten?*
- *Wie geht es Gott eigentlich mit meiner Lebenssituation, mit der Situation meiner Gemeinde? Was würde ihn stören? Wo würde er ansetzen? (Sind meine und Gottes Problemeinschätzung identisch?)*
- *Ist meine Verbindung zu Gott intakt, kann er seine Art in mein Leben einbringen, in meine Situation, kann er in mir und durch mich wirken? Steht etwas störend zwischen Gott und mir, gilt es, etwas zu klären?*

3. Optimistisch weitergehen!

(85,9–14)

Wenn ich das Gefühl habe, im Leben, in der Gemeinde, in Bezug auf Beziehungen in der falschen Schlange zu stehen, aber mich tatsächlich an die Hinweise aus Psalm 85 halte – also erst einmal dankbar Rückschau halte, mich dann bewusst (noch einmal) dafür entscheide, mich eng an Gott zu halten und ihn hineinzuholen in die Situation – ändert das was? Wie geht es dann morgen weiter? Wird dann alles gut? Der Psalm endet tatsächlich mit einem durch und durch positiven Ausblick.

9a Ich horche auf das, was Gott, der Herr, sagt: ...

Die Juden, die Psalm 85 ursprünglich in ihrer wenig befriedigenden Situation gebetet haben, haben sich daran erinnert, was sie mit Gott schon erlebt haben. Sie haben sich entschieden, ihre Verbindung mit Gott zu intensivieren. Wie genau macht man das? In-

dem man genau darauf hört, was er sagt, welche Botschaft er übermitteln will.

Auf Gott hören – das ist auch heute noch eine Kunst für sich. Aber gerade in schwierigen Zeiten ist es elementar, immer wieder inzuhalten, eine Pause zu machen, und Gott die Gelegenheit zu geben, uns seine Einschätzung, seine Gedanken zu übermitteln. Nur so erfahren wir seine Wahrnehmung der Situation, seine Wünsche, Prioritäten und Vorstellungen. Konkret heißt das z. B., im Gebet einfach mal den Mund zu halten – und zu hören, ob Gott etwas sagt (über die berühmte innere Stimme, Eindrücke, Ideen oder tatsächlich durch direktes Reden). Das Gebet ist ein Gespräch mit Gott – und in einem Gespräch findet keine wirkliche Begegnung statt, kein Gedankenaustausch, wenn immer nur einer redet. Das kann nicht funktionieren. Im Gespräch mit Gott ist es genauso. Hören auf Gott kann auch gelingen, wenn ich mir Zeit nehme, Gottes Wort, die Bibel, in mir wirken zu lassen, es immer mehr in meine Gedankenwelt einsickern zu lassen, mich von ihm durchdringen und prägen zu lassen. Und Hören auf Gott, das heißt auch, Rückmeldungen und Hinweise von anderen Christen ernst zu nehmen und zu bedenken – der »Christus im anderen« hat mir manchmal viel zu sagen ...

Wie genau Gottes Antwort in der Situation erfolgt, die Psalm 85 skizziert, ob durch einen Propheten, einen Priester oder einen »einfachen« Gläubigen, bleibt offen. Wichtig ist nur: Diese »prophetisch vermittelte Antwort Gottes«⁸ reagiert auf all die kritischen

Fragen. Gott eröffnet eine hoffnungsvolle Perspektive. »Im Hören auf Gott bricht hier Hoffnung durch«,⁹ weil er sich mutmachend äußert. Und was genau sagt Gott jetzt? Er malt einen hoffnungsvollen Ausblick!

9b Er spricht von Frieden für sein Volk, für alle, die zu ihm gehören; aber sie sollen ihre Torheit nicht wiederholen!

Der Beter hört: Ihnen wird (erneut: vgl. etwa bereits Jes 57,19 und Jer 29,11) Frieden zugesagt, hebräisch *Schalom*! Das ist ein »tiefes« Wort mit breitem Bedeutungsspektrum. Rundum gut wird es werden, stimmig, rund, gut. Eine Aussicht, die positiver kaum sein könnte, *Schalom* ist hier »im umfassendsten Sinne der Inbegriff des gedeihlichen, ungestörten und heilvollen Wirkens – kein Zustand, sondern ein dynamischer Vollzug«. ¹⁰ *Schalom* umschreibt »ein Geschehen, das dem Volk als ganzem und jedem/jeder Einzelnen [...] all dies bringt, was alle brauchen, um zu friedem, glücklich und heil zu sein – und zwar in solcher Fülle, dass alle »genug« haben«. ¹¹

10 Seine Hilfe ist all denen nahe, die ihn ehren und ihm gehorchen; bald wohnt seine Herrlichkeit wieder in unserem Land.

Gott verspricht seinen Frieden nicht pauschal allen weltweit, sondern ersagt sein Heil denen zu, die ihm mit Respekt begegnen, sich zu ihm halten, zu ihm gehören wollen und ihn ernst nehmen. Denen ist Gottes Heil, Gottes Hilfe nahe. Wohlgemerkt: Es heißt nicht »Das Ende ist nahe!«, sondern »Seine Hilfe ist nahe!« »Nahe« meint: »in



8 Zenger (2005), S. 227.

9 Donald Guthrie und J. Alec Motyer (Hrsg.): *Kommentar zur Bibel*, Wuppertal 2008, S. 610.

10 Hans-Joachim Kraus: *Psalmen*, 2. Teilband: *Psalmen 60–150*, Neukirchen-Vluyn 2003, S. 758.

11 Zenger (2011), S. 554.



Kürze erfahrbar.«¹² Dahinter steckt die Aussage: Es kommt eine andere Zeit, es geht aufwärts! Es geht weiter! Eine »umfassende Wende zum Guten« wird eintreten!¹³ Denn Gottes Gegenwart ändert alles. Gott ist präsent, sichtbar und »gegenwärtig«, wenn wir ihn ehren mit unserem Leben, ihn in den Mittelpunkt rücken.

Gottes Herrlichkeit, das meint »die erfahrbare Gegenwart Gottes«,¹⁴ das ist das »Zeichen der Gegenwart Gottes inmitten seines Volkes«. ¹⁵ Gottes Gegenwart hat Auswirkungen: Sein Heil entfaltet sich. »Das Heil [...] ist nahe, es ist im Kommen – und zwar in denen, die sich ihm öffnen und sich von ihm ergreifen lassen.«¹⁶

Der Witz ist: Das hier ist eigentlich gar keine neue Botschaft für das Volk Israel! Das wissen die doch alles schon, genau das haben die Propheten längst verheißen! Aber die Beter hören jetzt ganz neu hin, weil sie die Relevanz der Botschaft nun ganz anders bewerten – und Gott ist so geduldig, es ihnen noch einmal zu erklären. »Gottes Antwort auf die Bitte ist oft »nur« die Wiederholung dessen, was eigentlich schon längst gesagt wurde und den Betern bekannt ist. Aber es kommt in der Stunde der Anfechtung darauf an, dass man das bekannte Wort aus bevollmächtigtem Mund aufs neue hört – das Alte ist dann ganz neu!«¹⁷

Als Christen lesen wir diese Passage des Psalms noch einmal mit einem anderen Blick – »vor unsern Augen entsteht ein Bild des Reiches Christi«. ¹⁸ »Ps 85 steht zwischen geschehenem Heil und zukünftigem, endgültigem Heil«. ¹⁹ Und genauso ist das Reich Gottes

ein »Dazwischen« – es ist schon viel passiert, Gott hat gewirkt, aber es ist noch nicht vollendet.

Auch wir leben in so einer Übergangssituation! Wir leben, was Gottes Heil betrifft, in der Spannung zwischen dem »schon jetzt« und dem »noch nicht«. ²⁰ Wir müssen manches Unfertige aushalten, in unserem Leben, in unserem Umfeld, in unserer Gemeinde. Das Reich Gottes ist schon da, aber es ist noch im Werden. Es wächst heran – aber es ist nicht fertig.

Das ermöglicht uns, optimistisch nach vorne zu schauen, auch wenn die große Veränderung noch etwas dauert. Wir sind schon erlöst und warten jetzt auf die umfassende, endgültige Erlösung, wir freuen uns auf das, was kommt (vgl. etwa 2Petr 3,13). Wir dürfen dabei einen langen Atem haben. Nachhaltiges Wachstum braucht Zeit.

11 Dann kommen Güte und Treue zusammen, Recht und Frieden küssen einander. 12 Die Treue sprießt aus der Erde hervor und das Recht blickt vom Himmel herab. 13 Der Herr selber gibt Gelingen und unser Land gibt reichen Ertrag.

Gott konkretisiert und personifiziert hier in dem prophetischen Wort den zukünftigen Segen. Die kommende »Herrlichkeit« hat die Gestalt von Güte, Treue, Gerechtigkeit und Friede. Diese vier »Grundwerte«²¹ treten auf »wie konkrete Gestalten«. ²² Substantive treten wie Personen auf. Hinter den Begriffen ist Gott selbst zu suchen, ²³ »denn wenn Gott antwortet, dann gibt er nicht »etwas«, sondern »jemanden« – doch im Grunde sich selbst.«²⁴

»Himmel und Erde berühren

12 Schneider (1996), S. 195.

13 Manfred Oeming / Joachim Vette: *Das Buch der Psalmen. Psalm 42–89*, Stuttgart 2010, S. 245.

14 Zenger (2011), S. 555.

15 Hans Brandenburg: *Der Psalter – das Gebetbuch des Volkes Gottes*, II. Teil: *Psalm 73–150*, Gießen/Basel 1968, S. 59.

16 Zenger (2011), S. 555.

17 Schneider (1996), S. 195.

18 Brandenburg (1968), S. 59.

19 Kraus (2003), S. 759.

20 Vgl. dazu Weber (2003), S. 91.

21 Weber (2003), S. 93.

22 Kraus (2003), S. 758.

23 Vgl. Schneider (1996), S. 195, Fußn. 141.

24 Schneider (1996), S. 193.

sich«²⁵ in Vers 12. Das weckt neue Hoffnung, weil der Himmel die Erde – also unser Leben – ändert und voranbringt! Wenn Gottes Herrlichkeit Raum gewinnt, dann entsteht (Vers 13) wieder Frucht. Der »Ertrag« ist entweder im wörtlichen Sinn zu verstehen (Fruchtbarkeit und Wachstum, guter Ertrag und reiche Ernte statt Dürre und Hunger) oder im übertragenen (Frucht im Glauben der Menschen statt geistlicher Dürre).

Wie auch immer: »guter Ertrag ist niemals nur Ergebnis menschlicher Anstrengung, es ist Frucht des Heils, das Gott denen gibt, die bereit sind, ihm zu gehorchen«.²⁶

14 Das Recht geht dem Herrn voraus und bereitet ihm den Weg.

Interessant: Gott in seiner Herrlichkeit ist nicht statisch, sondern »mobil«, also unterwegs. Gott läuft umher, spaziert herum. Das erinnert mich an einen alten Nachbarn, den ich in einer vorigen Wohnung hatte, »Opa Kurt«. Das war ein Rentner mit viel Zeit. Der war auch immer unterwegs, spazierte durch den großen gemeinsamen Garten, schaute sich um. Immer wieder schwang unausgesprochen ein »Was könnten wir denn hier mal so machen ...« mit. Beim Umherstreifen kam er immer wieder auf neue Ideen, baute Bohnenstangen auf, grub das Beet um, zupfte Unkraut, strich eine Teppichstange, reparierte den Zaun, knüpfte Kontakte mit vorbeikommenden Nachbarn, fuhr mit dem Fahrrad in der Siedlung herum, fand dies und das auf seinen Touren. Zufällig war er immer auch da, wenn ich mal wieder ratlos vor dem Zwiebel- und Kartoffelbeet stand.

Immer wieder half er mir mit Wort und Tat im Garten, bei Fahrradreparaturen und beim Baumschneiden. Wie hilfreich war seine große Erfahrung (auch wenn er nicht selten über mich Stadtkind schmunzeln musste angesichts meiner botanischen Tollpatschigkeit).

Genauso geht Gott durch unsere Welt. Er läuft mit offenen Augen und Ohren durch unsere Straßen, ist ständig »auf Streife«. Er will Menschen begegnen. Er will schauen, »was sich da so machen lässt«, was dran ist. Und wenn wir aufmerksam sind, entdecken wir an manchen Stellen immer wieder seine Spuren ... – dann wissen wir: Hier war er mal wieder am Werke. Und wenn er uns auf seiner Tour begegnet, ist das unsere Chance, ihn mit seiner Allmacht einzubeziehen, uns weiterhelfen zu lassen.

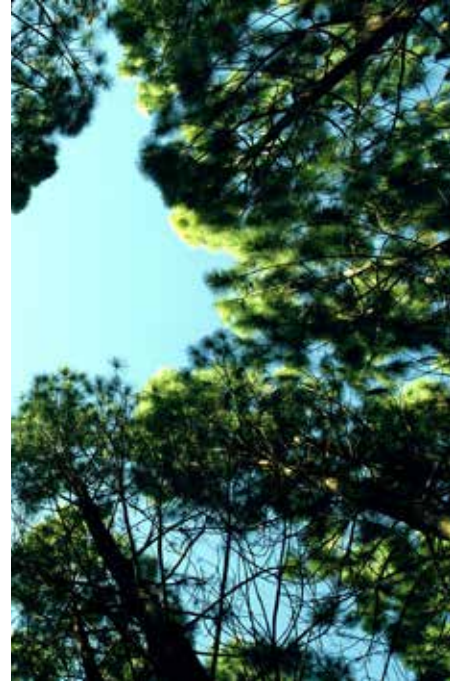
Ja: Manchmal stehen wir eine Zeitlang in der Schlange. Aber dann kommt Gott vorbei – bzw. wir nehmen seine Gegenwart endlich wahr. Und aus der Begegnung mit ihm entsteht kraftvoll und kreativ etwas Neues. Und dann geht es weiter – in deinem Leben. In deinem Umfeld. In seiner (!) Gemeinde.

Zum Weiterdenken:

- *Wie gebe ich Gott die Gelegenheit, mir seine Gedanken, seine Sicht der Dinge, seine Zukunftsvorstellungen zu übermitteln?*
- *Wo entdecke ich Gottes Fußspuren?*
- *Was hat Gott mit mir vor?*

Ulrich Müller

www.ulrich-mueller.com



²⁵ Brandenburg (1968), S. 60.

²⁶ Schneider (1996), S. 196.

Biblische Seelsorge (16)

Angst und Angststörungen (Teil 3)



Angststörungen/Angstkrankheit: Was ist das?

Die kleinen und großen Ängste im Alltag kennen wir alle. Dieses Gefühl ist, wie wir gesehen haben, nicht angenehm, aber hilfreich, und wir haben uns damit im Allgemeinen recht gut arrangiert. Dass aber Angst zu einer sehr belastenden und lähmenden Krankheit werden kann, übersteigt bei vielen gesunden Mitmenschen das Vorstellungsvermögen. Dabei kommt das gar nicht so selten vor. Immerhin müssen in unserem Land 14 % aller Menschen damit rechnen, im Laufe ihres Lebens wegen einer Angststörung ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, also etwa jeder Siebte!

Was ist nun anders bei der krankhaften Angst im Vergleich zur »normalen«? Es sind nicht die äußeren Anlässe oder Lebensumstände – die sind für die Menschen mit Angstkrankheiten genauso wie für Gesunde. Es ist die Intensität der Gefühle, ähnlich wie beim Schmerz. Der normale Schmerz, zum Beispiel am Holzkohlengrill im Sommer, warnt mich, näher ans Feuer zu gehen. Fällt mir aber ein Stück glühende Holzkohle auf die Hand, schreie ich vor Schmerz laut auf und spüre noch tagelang die Folgen. Krankhafte Angst ist nicht nur ein kurzes inneres Warnsignal, das mich zur Vorsicht mahnt, sondern ein heftiges, anhaltend bedrohliches Gefühl mit einschnürender Enge am Hals oder am Brustkorb und dem Empfinden der Hilflosigkeit. Ich fühle mich einer unsichtbaren Kraft ausgeliefert, gegen die ich mich nicht wehren kann. Unruhe steigt in mir hoch, ich kann nicht mehr klar denken, die innere Anspannung nimmt zu, und mein Körper reagiert mit Zittern, Schweißausbrüchen, Schwindel, Herzklopfen und anderen Beschwerden. Meine Augen sind weit geöffnet, die Muskulatur verkrampft.

In der Bibel hat David wohl so ähnliche Zustände erlebt. In Ps 55,5f. berichtet er davon und beschreibt auch die körperlichen Reaktionen: »*Mein Herz bebte in meinem Innern, und Todesschrecken haben mich befallen. Furcht und Zittern kamen mich an, und Schauder bedeckte mich.*«

Das Ganze lässt sich willentlich nicht beeinflussen, und der Leidensdruck von Menschen mit Angststörungen ist sehr hoch.

Die Ursachen

Bei den Angststörungen müssen wir *Auslöser* und *Ursache* voneinander unterscheiden. *Auslöser* kann

ein enger Fahrstuhl, eine Menschenmenge oder ein Hund sein. Die *Ursache*, mit krankhaft gesteigerter Angst zu reagieren, liegt viel tiefer. Ähnlich wie bei den Depressionen sind es auch bei einer Angststörung immer mehrere Faktoren, die einen Menschen in diese missliche Lage bringen. Bis heute kennt man den Einfluss einzelner Faktoren nicht ganz genau.

In der Hirnforschung spricht vieles dafür, dass ein Mangel an Botenstoffen in bestimmten Hirnregionen Ängste verursachen kann. Das bedeutet, dass dort zu wenig gesunde und stabilisierende Impulse von den Nervenzellen abgegeben werden, sodass Unsicherheit und damit Angst die Oberhand gewinnt.

Für Psychoanalytiker und Verhaltensforscher spielen frühkindliche Erlebnisse und auch spätere Lebenserfahrungen eine Rolle, ebenso wie die Erbanlage. Ich habe in der Ausbildung noch den Ausspruch gehört: »Ängstliche Mütter haben ängstliche Töchter.« In diesem kurzen Satz stecken mehrere Wahrheiten:

1. Angst ist Veranlagung (also erblich)
2. Angst wird durch Erziehung gefördert
3. Frauen sind häufiger betroffen als Männer

Zu den geistlichen Hintergründen der Angst (Sünde, zerstörtes Urvertrauen, Hilflosigkeit und Trennung; siehe Z & S 2/2019, S. 28f.) ist noch Folgendes zu erwähnen: Mit diesen vier Punkten sollte geklärt werden, wodurch die Angst überhaupt in die Welt hineingekommen ist. Im Einzelfall kann die Krankheit jedoch durch andere, ganz individuelle Ereignisse verursacht werden. Die Vorgeschichte sollte, wenn möglich, im seelsorgerlichen Gespräch geklärt werden. Dann kann man viel besser auf die möglichen Ursachen zu sprechen kommen. Das tut jedem Betroffenen gut und hilft beim Verständnis und beim Überwinden der Angst.

Sünden im Leben eines Menschen verstärken ohne Zweifel die Ängste – das habe ich mehrfach erlebt –, aber man darf nie den Rückschluss ziehen: Wenn jemand unter einer Angststörung leidet, muss bei ihm auch eine schwere Schuld vorliegen.

Das **zerstörte Urvertrauen** dagegen ist immer ein wichtiger Faktor bei der Entstehung einer krankhaften Angst. In einem Beispiel werde ich das noch näher erläutern. Allerdings lässt sich in vielen Fällen nicht genau sagen, wann und wie dieses Urvertrauen zerbrochen ist.

Hilflosigkeit und Sich-ausgeliefert-Fühlen prägt jede Form der Angst, und die **Trennung** von Gott oder einem vertrauten Menschen macht sie schlimmer.

Weil diese geistlichen Ursachen bei gläubigen Christen im Allgemeinen kaum eine Rolle spielen, könnte man meinen, Christen hätten weniger mit Angststörungen zu tun. Aber trotzdem leiden auch Gläubige unter dieser Krankheit. Vielleicht besitzen sie im Gegensatz zu anderen Menschen etwas sensiblere Naturen, wodurch die Ängste gefördert werden; vielleicht will Gott seine Kinder auch dadurch in seine Nähe ziehen? Auf jeden Fall gibt es noch weitere auslösende Faktoren für krankhafte Ängste, wozu – wie oben erwähnt – auch Erbanlage und Erziehung gehören. Eines muss man aber unbedingt festhalten: Angststörungen sind keine Niederlagen des Glaubens, sondern Krankheiten wie alle anderen. Mein Glaube hilft mir, die Krankheit zu tragen und die Heilung zu fördern.

Verschiedene Arten der Angststörung

1. Generalisierte Angst

Ein Fallbeispiel: Ein etwas über 50-jähriger Patient kommt wegen starkem Herzklopfen und innerer Unruhe in die Arztpraxis. An seinem Arbeitsplatz in einer Steuerkanzlei gibt es viel Stress und dauernden Termindruck. Er ist zwar nur angestellt, fühlt sich aber für den Betrieb verantwortlich, weil sein Chef ihm volles Vertrauen schenkt. Mittlerweile meint er manchmal, es ginge nicht mehr. Im letzten Sommerurlaub konnte er sich auch nicht richtig erholen. Er war nur 12 Tage weg und musste wegen eines kranken Kollegen vorzeitig den Urlaub abbrechen. So berichtet er in kurzen Sätzen, und man spürt dabei seine Unruhe und Anspannung. Erstaunlicherweise sind die Untersuchungen (EKG, Bluttests usw.) alle normal, nur der Blutdruck ist leicht erhöht. Weil der Verdacht auf eine Stressreaktion besteht, erhält der Patient einen niedrig dosierten Betablocker und den Hinweis, dass er unbedingt etwas zur Entspannung tun muss und Sport treiben soll. Eine Krankmeldung lehnt er ab, er will es so versuchen.

Nach zwei Wochen erscheint er wieder in der Sprechstunde und beklagt sich, dass die ganze Sache noch viel schlimmer geworden sei. Er kann nicht mehr richtig schlafen, wacht schweißgebadet auf und hat Alpträume. Jetzt ist er auch mit einer Krankmel-



lung einverstanden und verspricht, zu Hause Ausgleich und Ruhe zu suchen. Aber die Nervosität und seine körperlichen Beschwerden werden nicht besser. Erst auf die eindringliche Frage, ob er denn noch andere Sorgen habe, antwortet er mit Zögern, dass ihn schon seit mindestens drei oder vier Monaten Gedanken quälen, die er nicht richtig einordnen kann. Obwohl sein Arbeitsplatz sicher ist, befürchtet er täglich eine Kündigung und sieht sich mit seiner Familie schon als Sozialhilfeempfänger. Seinen teuren BMW wollte er schon verkaufen. Auf jeder Fahrt zum Büro klopfte ihm das Herz bis zum Hals, weil er irgendeine schlimme Nachricht erwartete. Seine Frau ist schon öfter mitgefahren, um ihn zu beruhigen, aber es hat nicht viel gebracht. Durch diese Schilderung wird klar, dass der Patient nicht unter einer Stressreaktion oder einer Herzerkrankung leidet, sondern unter einer generalisierten Angststörung. Es folgen zahlreiche Gespräche, auch eine medikamentöse Therapie und ein Verhaltenstraining, sodass nach einigen Wochen die Ängste nachlassen und der Patient drei Monate später wieder zur Arbeit gehen kann.

Bei den Gesprächen ergibt sich ein interessanter Hinweis auf die mögliche Ursache. Der Patient berichtet, dass er schon sein Leben lang ein eher ängstlicher und unsicherer Mensch gewesen ist. Auf die Frage nach seiner Kindheit und dem Elternhaus erzählt er von Kriegsergebnissen im Ruhrgebiet und von Verwandten in einem Dorf des Siegerlandes. Wegen



der zunehmenden Bombennächte hatten seine Eltern ihn zur Tante aufs Land gebracht. Dort wurde er hin und wieder vom Vater besucht, und der wollte einen echten, harten Burschen aus ihm machen. Eine der Mutproben bestand darin, dass der Vater ihn auf eine hohe Mauer setzte und ihm sagte, er solle in seine ausgestreckten Arme springen. Allerdings zog der Vater beim Sprung seine Hände zurück, und der Junge fiel ins hohe Gras. Die kleine Schramme, der blaue Fleck und der oberflächliche Schmerz waren leicht zu ertragen, aber die Enttäuschung und das zerbrochene Vertrauen wirkten ein ganzes Leben nach. Dieses Erlebnis konnte der Junge nicht vergessen. Wahrscheinlich hat es zu seiner ängstlichen Natur und zu der Angststörung wesentlich beigetragen.

Unter einer generalisierten Angststörung versteht man mindestens sechs Monate andauernde, ausgeprägte Befürchtungen und Sorgen, die überwiegend grundlos sind und sich auf mehrere Lebensbereiche beziehen (Ehe, Arbeit, Finanzen usw.). Der Kranke hat den Eindruck, dass ihn seine ängstlichen Gedanken gefangen nehmen, er fühlt sich hilflos und kann nichts dagegen unternehmen. Ihm ist durchaus bewusst, dass die meisten Überlegungen ohne jeden Anlass und maßlos übertrieben sind, aber sie lassen sich einfach nicht verdrängen. Er kann sich selbst diesen Zustand nicht erklären, deshalb fällt es ihm auch so schwer, darüber zu sprechen. Er steht unter einer zunehmenden Anspannung, die sich frü-

her oder später auch in körperlichen Beschwerden äußert. Die ständige Furcht führt zu innerer Unruhe, Nervosität, Schlafstörungen, Herzrasen und Schwindel. Im Hals steckt ein dicker Kloß, der Brustkorb ist wie zugeschnürt und das Atmen fällt schwer. Ein inneres Beben erfüllt den Körper, der Magen rebelliert, der Appetit lässt nach.

Weil es so schwierig ist, die unbegründeten Existenzängste zu erklären, geht unser Patient in erster Linie wegen seiner körperlichen Beschwerden zum Hausarzt. Dort werden viele, manchmal sehr viele Untersuchungen durchgeführt, um Organerkrankungen auszuschließen. Verschiedene Spezialisten werden um Rat gefragt. Nirgendwo ist eine Ursache für die Beschwerden erkennbar.

Die Diagnose der Angststörung ist deshalb problematisch, weil der Patient oft den wichtigsten Teil seiner Vorgeschichte verschweigt und weil der Arzt vergisst, ihn darauf anzusprechen. So verliert man wertvolle Zeit. Denn je früher die Krankheit behandelt wird, desto besser kann sie geheilt werden! Leider vertrauen sich viele Patienten erst sehr spät oder gar nicht ihrem Arzt oder einem anderen Menschen an. Man vermutet, dass in Deutschland mindestens 2 Millionen Bürger oder sogar mehr an einer generalisierten Angst leiden. Viele wissen es gar nicht, sie können ihre Beschwerden nicht richtig einordnen und schämen sich, ihre inneren Befürchtungen zuzugeben. Weil Alkohol eine gewisse Erleichterung bringt, greifen Angstpatienten oft zur Flasche und geraten zusätzlich in den Teufelskreis der Sucht; bei anderen löst der ständige Kampf gegen die Angst zunehmende Depressionen aus. Wie schon erwähnt, treten Angst und Depressionen häufig gemeinsam auf.

2. Panikattacken

Ich war noch ein junger, etwas unsicherer Arzt, als einige Wochen nach der Eröffnung meiner neuen Praxis eine Patientin in die Anmeldung stürzte und mit weit aufgerissenen Augen die Helferin anflehte, sofort den Arzt sprechen zu dürfen. Sie wurde ins Sprechzimmer gebracht und trat mir mit hochrotem Kopf, Schweißperlen auf der Stirn und schreck-erfüllten Augen entgegen. »Das ist jetzt schon das fünfte oder sechste Mal, dass mir das passiert, ich weiß nicht, woher es kommt. Plötzlich beim Kochen fängt mein Herz an zu rasen, ich bekomme schreck-

liche Angst und kriege fast keine Luft mehr. Meine Nachbarin fährt mich jedes Mal zum Arzt, der gibt mir eine Spritze, ich glaube Valium, und dann ist es sofort besser. Bitte können Sie mir auch eine Spritze geben, ich halte es nicht mehr aus!«

Ich messe kurz Blutdruck und Puls. Beides ist deutlich erhöht. Ich horche rasch Herz und Lungen ab, finde keine Besonderheiten und wage dann, der Patientin die gewünschte Spritze zu geben. Viel Erfahrung habe ich mit solchen Zuständen nicht, aber es wird schon irgendwie richtig sein. Tatsächlich sinkt die Patientin schon 30 Sekunden nach der Injektion erleichtert auf den Stuhl, atmet tief durch und schaut mich dankbar an.

Lebhaft und sympathisch erzählt die junge Frau mir bei späteren Untersuchungen und Gesprächen ihre ganze Geschichte. Als Scheidungskind hat sie ihren Vater kaum gekannt, die Mutter war immer sehr ängstlich und mit vielem überfordert. Sie hat schon jung geheiratet und bereits nach ein paar Monaten kam der erste Anfall wie aus heiterem Himmel. Danach wiederholte sich das Ganze so etwa einmal im Quartal. Irgendeinen Anlass gab es nicht, sie ist nach wie vor glücklich verheiratet. Ihr Mann hat sich vor zwei Jahren als Handwerksmeister selbständig gemacht; natürlich bringt das eine Menge Arbeit mit sich, aber sie genießen jede freie Minute und lachen viel miteinander. Überhaupt macht die Patientin einen ganz entspannten und fröhlichen Eindruck. Trotzdem ist sie jetzt etwas beunruhigt; denn bei jedem Anfall tritt diese schreckliche Todesangst auf. Sie hat das Gefühl, im nächsten Moment tot umzufallen. Wie gut, dass ihr die Spritzen so schnell helfen.

Hier war die Diagnose rasch gestellt. Die Untersuchungen von Herz, Kreislauf, Schilddrüse und Hormonen zeigten keine Auffälligkeiten. »Organisch kerngesund«, so lautete das Urteil. Die Patientin litt »nur« an Panikattacken bzw. einer Panikstörung. Allerdings sollte man diese Krankheit ernst nehmen. Einerseits leiden die Patienten echt große Not, andererseits wird die Behandlung wie bei anderen Angststörungen immer schwieriger, je länger man sie hinauszögert. Im vorliegenden Fall konnte der Patientin mit Medikamenten und einer Verhaltenstherapie gut geholfen werden. Sie war sehr kooperativ und befolgte gewissenhaft alle Anweisungen und Übungen.

Panikattacken sind nicht ganz so häufig wie die



generalisierte Angststörung. Frauen trifft es häufiger als Männer. Ihre Anfälle hatte unsere Patientin recht treffend geschildert (s. o.). Die Attacken treten meist ohne äußeren Anlass auf, können jedoch auch durch bestimmte Situationen wie enge Räume (Fahrstuhl), große Menschenmengen oder Alleinsein ausgelöst werden. Innerhalb von Sekunden spüren die Betroffenen eine panische Angst, manchmal vom Bauch hochsteigend, das Herz fängt an zu rasen, Schweiß bricht aus, die innere Unruhe lässt sich nicht beherrschen. Der Brustkorb steckt wie in einer Schraubzwinge. Herzschmerzen und Luftnot können einen Herzinfarkt vortäuschen und verursachen regelrechte Todesangst. In anderen Fällen gehen die Panikattacken mit Schwindel und Ohnmachtsgefühl einher.

Besonders bei jungen Mädchen zwischen 14 und 20 Jahren gibt es das sogenannte Hyperventilationssyndrom als Sonderform einer Panikattacke. Dabei haben die Jugendlichen durch Beklemmung am Brustkorb das Gefühl, nicht genug Luft zu bekommen. Angst steigt hoch, sie atmen immer tiefer und schneller und verursachen dadurch einen Mangel an aktivem Calcium. Die Lippen und Hände beginnen zu kribbeln, werden taub und verkrampfen sich schließlich in einer Art Pfötchenstellung. Das Ganze sieht sehr dramatisch aus und wird von den Betroffenen auch so empfunden. Allerdings – lebensbedrohlich ist solch ein Zustand nicht. Er lässt sich durch einfache Maßnahmen (Beruhigen, Aus- und Einatmen in



eine Plastiktüte) schnell beheben. Das Schlimmste daran ist die Angst, und darüber muss man mit den jungen Damen offen reden. Wenn sie sich ernst genommen fühlen und die Zusammenhänge verstehen, können sie schon deutlich besser mit ihren Anfällen umgehen und sind bereit, selbst etwas dagegen zu tun (Atemübungen, Entspannung, Sport, geregelte Lebensführung, Nikotin und Alkohol weitgehend vermeiden usw.).

3. Phobien

Phobie bedeutet in der deutschen Sprache »Furcht«. Man hat Furcht vor etwas Bestimmtem, vor einer Krankheit, einer Situation oder vor einer Tierart; das sind in der Fachsprache die Phobien. Gesunde können manche Zusammenhänge nicht nachvollziehen. Wie ist es möglich, dass jemand beim Anblick einer relativ kleinen Spinne in eine solche Panik ausbricht, dass er fast das Gefühl hat, sterben zu müssen? Oder warum steigt die Hausfrau zitternd und laut kreischend auf den Stuhl, wenn eine Maus durchs Zimmer huscht? So sehr diese Geschichten auch ins Lächerliche gezogen werden, Betroffene leiden sehr darunter und können zum Beispiel wegen dieser »Arachnophobie« (Spinnenangst) kein Kellergeschoss betreten. Sie vermeiden ängstlich jede Gelegenheit, bei der ihre Angst ausgelöst werden könnte, und machen es dadurch nur noch schlimmer.

Neben den erwähnten Spinnentieren und Mäu-

sen gibt es noch eine große Zahl an Situationen, Tieren oder Krankheiten, wogegen ein empfindlicher Mensch ganz gezielt Ängste entwickeln kann. Wenn man in der Fachliteratur oder im Internet nachsieht, werden etwa 1000 (!) verschiedene Phobien aufgezählt. Hier sind einige Beispiele, zum Teil mit den entsprechenden Fachbegriffen:

AIDS-Phobie	Angst, sich mit AIDS angesteckt zu haben
Arztphobie (Jatrophobie)	Angst vor Ärzten mit weißem Kittel
Autobahnangst	Angst vor Fahrten auf der Autobahn
Brückenangst	Angst vor dem Überqueren von Brücken
Erythrophobie	Angst vor Erröten
Fahrangst	Angst vor dem Autofahren
Flugangst (Aviophobie)	Angst vor dem Fliegen
Herzphobie	Angst vor Herzerkrankungen
Höhenangst (Akrophobie)	Angst vor der Höhe (auf Gebäuden, Türmen usw.)
Hundeangst (Canophobie)	Angst vor Hunden
Karzinophobie	Angst vor Krebserkrankungen
Platzangst (Agoraphobie)	Angst vor großen Plätzen oder Menschenansammlungen
Raumangst (Klaustrophobie)	Angst vor engen oder abgeschlossenen Räumen
Schlangenangst	Angst vor Schlangen
Sozialphobie	Angst, im Mittelpunkt zu stehen und sich zu blamieren
Spritzenangst	Angst vor Injektionen
Tunnelangst	Angst vor dem Befahren eines Tunnels
Zahnarztphobie	Angst vor Zahnbehandlungen

Allen Phobien ist gemeinsam, dass in den entsprechenden Situationen weit übersteigerte Ängste auf-

treten, die ähnlich wie bei der generalisierten Angst und bei den Panikattacken auch körperliche Symptome nach sich ziehen: Herzklopfen, Brustenge, Luftnot, Schweißausbrüche, Zittern u. a. Das ist für die Betroffenen alles andere als angenehm. Viele schämen sich deswegen und reden kaum darüber.

Der Kranke vermeidet bewusst oder unbewusst jede Gelegenheit, bei der er seiner auslösenden Ursache begegnen könnte. Das kann unter Umständen die Lebensqualität, die Mobilität und die Berufstätigkeit erheblich beeinträchtigen, wie bei der Klaustrophobie oder der Fahrangst. In anderen Fällen wird kaum ein Außenstehender die Phobie bemerken. Zum Beispiel die Schlangenangst tritt nur auf, wenn eine Schlange im Blickfeld erscheint, was auf bundesdeutschen Straßen eher unwahrscheinlich ist; und selbst beim Zoo-besuch braucht man ja nicht unbedingt ins Reptilienhaus zu gehen. Auch die Flugangst ist nur bei den Menschen behandlungsbedürftig, die für ihren Beruf oder den Urlaub unbedingt fliegen müssen. Ein 85-jähriger Rentner dagegen braucht sich um seine Flugangst keine Sorgen zu machen. Eine Arztphobie oder eine Spritzenangst dagegen kann sehr gefährlich sein, weil man dann notwendige Untersuchungen umgeht und vielleicht lebensbedrohliche Krankheiten nicht behandeln lässt.

Eine Sonderstellung nimmt die Agoraphobie ein. Früher verstand man darunter die reine Platzangst: Beim Gang über große freie Plätze treten plötzlich Schwindel, Angst und Ohnmachtsgefühle auf. Heute ist der Begriff viel weiter gefasst und bedeutet die Furcht vor allen Situationen, in denen es sehr unangenehm wäre, einen Angstanfall oder eine Panikattacke zu erleiden. Das kann in öffentlichen Verkehrsmitteln, Kaufhäusern, Kinos, Supermärkten, Menschenmengen und bei Autofahrten und vielen anderen Gelegenheiten sein. Manche Patienten sind nicht mehr in der Lage, ihre Wohnung zu verlassen. Gerade durch die Erwartungshaltung treten dann natürlich diese Anfälle auf und verschlimmern jedes Mal das Krankheitsbild. Auch dabei gibt es oft Übergänge zu Depressionen.

Hier sind einige kurze Beispiele:

Bei einem selbständigen Unternehmer war die Agoraphobie so stark, dass er seine Geschäfte nur noch vom Büro seines Privathauses aus betreiben konnte. Schließlich blieb ihm keine andere Wahl, als mit klop-



fendem Herzen eine Fachklinik aufzusuchen und sich behandeln zu lassen.

Ein Handelsvertreter litt unter einer Brückenangst und vermied bei seinen langen Autofahrten jede etwas höhere Brücke. Er nahm weite Umwege durch die Täler, große Zeitverluste und viele auswärtige Übernachtungen in Kauf, bis er dann doch das Therapieangebot annahm und einige Monate später befreit und erleichtert seinen beruflichen Verpflichtungen nachkommen konnte.

Eine junge Hausfrau und Mutter konnte nur unter Begleitung ihres 10-jährigen Sohnes das Haus verlassen und zum Einkaufen gehen, weil ihr sonst massive Angstzustände zu schaffen machten. Auch sie war dankbar für eine wirksame Behandlung, die ihr wieder größere Freiheiten erlaubte.

Sehr viele Patienten brauchen angstlösende Beruhigungsmittel, wenn bei ihnen eine Computertomographie (CT) oder ein MRT in engen Röhren durchgeführt werden muss. Schon allein der Gedanke daran kann die Betroffenen in Panik versetzen.

4. Angst bei psychischen Erkrankungen

Wie mehrmals erwähnt, gehören Angst und **Depressionen** eng zusammen. Sie scheinen biochemisch einen ähnlichen oder sogar gleichen Entstehungsmechanismus zu haben, nämlich einen Mangel an Botenstoffen in bestimmten Hirnarealen. Beide Krankheitsbilder werden daher auch mit identischen Arzneimitteln be-



handelt. Eine Angstkrankheit kann Depressionen auslösen, und bei einer Depression treten als typisches Symptom Unsicherheiten und Ängste auf.

Auch andere psychische Krankheiten werden von Angst begleitet: **Drogenabhängige** leiden in ihrer aktiven Zeit und besonders beim Entzug darunter, manche werden ihre Ängste ein Leben lang nicht mehr los. Ähnlich geht es den **Alkoholkranken**. Allerdings ist da die Symptomatik nicht so stark wie bei Drogenkonsumenten. Patienten mit **Zwangsstörungen** kennen im Rahmen ihrer Erkrankung ebenfalls die Angst. In späteren Artikeln werde ich noch darauf eingehen.

Seit dem Vietnamkrieg (1955–1975) gibt es in den USA und später auch in Europa den Begriff der **Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS)**. Damit bezeichnet man die psychischen Symptome, die nach einer starken seelischen Traumatisierung oder Belastung auftreten. Zunächst galten nur die Kriegsereignisse als Auslöser, später wurde die Diagnose für alle vergleichbaren Situationen verwendet.

Ein Bankangestellter erlebte drei bewaffnete Raubüberfälle in seiner Filiale. Er wurde zwar kurz psychologisch betreut, entwickelte aber dann doch einige Monate später zunehmende Ängste, innere Unruhe und Nervosität mit körperlichen Beschwerden wie Herzrasen u. a. Er konnte nicht mehr ruhig schlafen und zeigte sich in der Familie gereizt und aggressiv. Der Facharzt stellte die Diagnose »Angststörung«. Trotz der Behandlung verschlimmerte sich sein Zu-

stand immer mehr, er war monatelang arbeitsunfähig, konnte schließlich gar nicht mehr in seinem Beruf arbeiten und ließ sich umschulen. Die Angstzustände hörten jedoch nicht auf, bis endlich in einer Kurklinik die Diagnose PTBS gestellt und eine gezielte Therapie eingeleitet wurde.

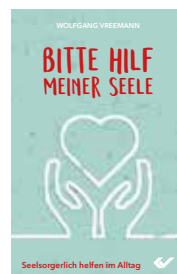
Ereignisse mit extremen seelischen Belastungen hat es immer gegeben, und die Menschen haben auch schon immer mit den erwähnten Symptomen reagiert. Der neue Name ist also keine neue Krankheit, sondern nur eine Fachbezeichnung für einen lange bekannten Zusammenhang.

5. Angst bei körperlichen Krankheiten

Auch Organerkrankungen, besonders solche mit akutem Verlauf, bedeuten starke seelische Belastungen und können daher Ängste auslösen. Beispiel dafür ist der **akute Herzinfarkt**, bei dem es oft zu einem Vernichtungsschmerz im Brustkorb und zu starken Angstgefühlen bis hin zu Todesangst kommt. Ähnlich reagiert ein **Asthmakrankter**, wenn er einen heftigen Anfall mit anhaltender Atemnot hat. Auch **epileptische Anfälle** können von Angst begleitet sein, ebenso kommt Angst bei der **Schilddrüsenüberfunktion** vor.

Wichtig ist es, dass Angehörige und Helfer die Zusammenhänge kennen und darauf vorbereitet sind, um dem Betroffenen in der Situation zur Seite zu stehen. Besonders der menschliche Beistand, die menschliche Nähe und der beruhigende Zuspruch verringern die Angst. Wenn eben möglich, sollte man auch den Körperkontakt suchen: die Hand halten, die verschwitzte Stirn abwischen, die Schulter berühren. Das signalisiert dem Kranken: »Ich bin bei dir, ich kümmere mich um dich!« Solche Aktionen sind mindestens genauso wirkungsvoll wie die Beruhigungsspritze des Notarztes.

Wolfgang Vreemann



EIN AUSZUG AUS:

Bitte hilf meiner Seele
Seelsorgerlich helfen im Alltag

Christliche Verlagsgesellschaft
Dillenburg 2018
ISBN 978-3-86353-515-5

432 Seiten, € 16,90

Nachrichten aus Kolumbien

»Was beklagt sich der lebende Mensch? Über seine Sünden beklage sich der Mann!«
(Klgl 3,39)

Pereira, im August 2019

Liebe Freunde und Beter!

Klagen, klagen, klagen. Immer nur klagen. Entweder ist es zu heiß oder eben zu kalt. Heute ist die Regierung zu links, morgen zu rechts. Keiner besucht mich, niemand ruft mich an. Am letzten Sonntag war die Predigt nur dünne Suppe und heute hat der Prediger nur über mein Problem geredet. Das ist in Kolumbien genauso wie in Europa. Jeder beschwert sich und keiner kann es recht machen. Anscheinend gab es die gleiche Krankheit schon vor 2600 Jahren in der Zeit des Propheten Jeremia. Camilo und Carlos Daniel aus unserem FEB-Kurs hätten eigentlich auch allen Grund zum Klagen.



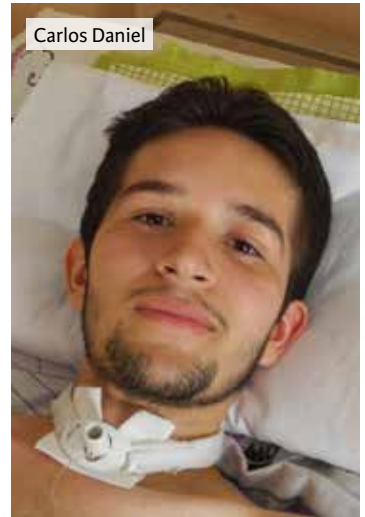
Camilo

An einem Morgen Anfang April sagte mir **Camilo** nach der Klasse, er spüre sein rechtes Bein nicht mehr. Schon nach einer halben Stunde kamen Bewegungsstörungen an seiner rechten Hand dazu. Innerhalb von 24 Stunden war er komplett gelähmt. Die Diagnose auf der Intensivstation ergab: Guillain-Barré-Syndrom – eine Krankheit, die das Nervensystem angreift.

Anfang Juni dann der nächste Schock: Die Studenten waren am Fluss schwimmen gegangen. Nachdem mehrere der Jungs einen Kopfsprung von einem Felsen ins Wasser gewagt hatten, sprang auch **Carlos Daniel**. Er stieß mit dem Kopf in den Sand und musste mit einem Genickbruch und völlig bewegungsunfähig aus dem Wasser geholt werden.

Sowohl Camilo als auch Carlos Daniel hatten sich im Kurs durch ihr vorbildliches geistliches Leben ausgezeichnet. Sie waren Hoffnungsträger in ihren Gemeinden. Werden sie jemals wieder normal laufen können?

Bei Camilo konnte durch eine sofortige Blutspülung ein noch größerer Schaden verhindert werden. Heute, nach fast fünf Monaten, kann er schon wieder mit Gehhilfe laufen, hat aber immer noch große Probleme bei der Bewegung und ist auf Hilfe angewiesen.



Carlos Daniel

Bei Carlos Daniel wurde schon nach ein paar Tagen eine Knochen- transplantation gemacht. Er kann seinen ganzen Körper spüren, und die Bewegung kommt nach und nach wieder. Noch sind die Nerven wegen einer Schwellung im Halswirbelbereich eingeklemmt. Aber wir sehen, dass es langsam vorwärtsgeht. In dieser Woche hat er zum ersten Mal im Rollstuhl sein Bett verlassen dürfen.

Wenn ich sie besuche, bin ich beeindruckt über ihre Freude, Dankbarkeit, Zufriedenheit und Hoffnung. Camilo sagte mir, dass er an dem Tag, als alles losging, zum Herrn gesagt hatte, dass er alles, was jetzt auf ihn zukommen würde, dankbar aus seiner Hand annehmen möchte. Carlos Daniel kann

bisher wegen seines Luftröhren-schnitts nur undeutlich flüstern, aber wir sind sehr gespannt darauf zu hören, was er uns erzählen wird, wenn er wieder normal sprechen kann. Beide hätten eigentlich allen Grund zum Klagen.

FEB-Kurs

Auch für das nächste Jahr ist wieder ein FEB-Kurs geplant. Wir haben dazu vier Kubaner eingeladen und hoffen, dass wir die Visa dafür bekommen. Immer mehr ehemalige FEB-Studenten helfen uns beim Unterrichten. Deshalb haben wir Mut, für nächstes Jahr einen Aufbaukurs FEB-Mission für Geschwister anzubieten. Er ist für Geschwister gedacht, die entweder den FEB-Kurs oder den dreijährigen Beröa-Kurs abgeschlossen haben. FEB-Mission wird ebenfalls 10 Monate dauern. Allerdings werden die Teilnehmer nur eine Woche im Monat in Pereira zum Studium sein und die anderen drei Wochen in unterschiedlichen Projekten in Gemeinden mithelfen. Angedacht sind Projekte wie Aufbau einer Jugendstunde, Evangelisation unter Männern, Start eines Beröa-Kurses etc.

Förderprojekte

Weiterhin suchen wir Projekte, um das Werk unseres Herrn Jesus auch von Kolumbien aus finanziell unterstützen zu können. Es ist nicht gesund, dass die geistliche Arbeit hier vor Ort auf lange Sicht von finanzieller Hilfe aus dem Ausland abhängig ist. Die Bibelkurse, Freizeiten, vollzeitigen Mitarbeiter, die Arbeit der Vereine, Missionsreisen und auch der Bau von Gemeindegäusern benötigen viel Geld.

Schön wäre es, dies alles in einigen Jahren durch lokale Projekte finanzieren zu können. Inzwischen gibt es hier mehrere Ansätze:

Über den Verein Pan de Vida konnte schon vor einiger Zeit ein **Kleinbus** für 20 Passagiere gekauft werden. Täglich werden damit Kinder zur Schule gefahren. Auch wird er für Freizeiten, Ausflüge etc. eingesetzt.

Vor ein paar Monaten wurde ein einstöckiges **Haus** auf den Namen des Vereins gekauft. Bis die Baugenehmigungen durch waren, wurde das Haus vermietet. Jetzt soll noch ein Stockwerk aufgebaut werden. Danach wird das Haus wieder verkauft. Mit dem Erlös wird dann ein neues Bauprojekt angefangen. Der finanzielle Überschuss ist für die Unterstützung des Mittagstisches von Pan de Vida gedacht.

James, ein Bruder aus der Kaffeeregion, hat sich schon von Kindheit an für Fische interessiert. Jetzt hat er an der Berufsschule einen Kurs über **Fischzucht** absolviert. Er möchte Pan de Vida gerne durch die professionelle Zucht von Buntbarschen unterstützen. Vor zwei Monaten hat er zur Probe 2000 kleine Barsche in einen ersten Teich gesetzt. Er hofft, sie in vier Monaten an einen Angelverein zu verkaufen. Jetzt sollen auf sei-

ner Finca noch mehr Fischteiche angelegt werden. Wer hier gerne mithelfen möchte, sei es finanziell oder durch einen Arbeitseinsatz auf dem Bau oder beim Anlegen der Teiche, kann sich gerne bei uns melden.

Dank:

- gesundheitliche Verbesserung von Camilo und Carlos Daniel
- finanzielle Versorgung des FEB-Kurses
- Beröa-Abendkurs; Thema seit August: Dienst in der Gemeinde
- drei Hauskreise in Samaria; mehrere unserer Nachbarn nehmen teil
- Bewahrung und Gesundheit auf der Reise nach Kuba

Bitte betet mit für:

- völlige Genesung von Camilo und Carlos Daniel
- die Konferenz in Panama im Oktober oder November
- Stabilität der Ehen in der Gemeinde in Samaria
- Kursvorbereitung für 2020: FEB-Grundlagen und FEB-Mission
- Missionswoche der FEB-Studenten im Oktober

Vielen Dank für Eure Unterstützung im Gebet!

Roland Kühnke



Bist du noch Sklave oder schon Kind? Bist du noch religiös oder glaubst du schon?

Diesem wichtigen Thema möchte ich mich im Folgenden anhand zweier Buchbesprechungen nähern.

Wayne Jacobsen,
Dave Coleman:

Der Schrei der Wildgänse Aufbrechen zu einem freien Leben in Christus jenseits von Religion und Tradition

Xanten (GloryWorld) ⁸2017

Pb., 220 Seiten

ISBN 978-3-936322-27-9

€ 12,00

Der deutsche Titel ist ausgesprochen gelungen, und in ihm klingt Kierkegaards Parabel von den sesshaft gewordenen Gänsen an, die nicht nur das Fliegen verlernt haben, sondern auch die einzige verbliebene Wildgans am Fliegen und am Aufbruch in die Freiheit hindern wollen. Den Autoren gelingt es auf literarisch anspruchsvolle Weise, was Sachbücher zum selben Thema sehr viel umständlicher tun: dafür zu sensibilisieren, ob man bloß religiös ist oder wirklich in einer Beziehung zu Jesus Christus lebt. Jake trifft ausgerechnet auf John – eine Postfiguration des »*jüngers, den Jesus liebte*« –, der ihn den schmerzhaften Weg aus der institutionalisierten Religiosität¹ auf den Boden der Freiheit eines Christenmenschen führt. Anschaulich beschreibt das Buch, welche Anfeindungen Jake von Seiten der im System zurückbleibenden Religiösen widerfahren – eine Niedertracht, wie er sie in seinem weltlichen Beruf und von Nichtchristen nie erlebt hat (78) – und wie er vom »Senkrechtstarter« zum »Geächteten«, vom »Freund« zum »Fallobst« wird (108ff.). Wunderbar, wie Jake in dieser schweren Situation die Worte Jesu als Zuspruch erfährt: »*Wer sein Leben*

um meinetwillen verliert, wird es finden« (84).

Besonders eindringlich beschreiben die Autoren den inneren Kampf Jakes und später Bryces, ob sie in der Institution bleiben und sie zu reformieren versuchen sollen oder ob sie gehen müssen.

Ebenso eindringlich warnen die Autoren davor, dass niemand, dem Gott den Weg aus der Religiosität gewiesen hat, von den früheren Weggenossen verlangen kann, dass sie mit ihm mitziehen. Gott habe mit jedem seinen Zeitplan (69f.) und die Wahrheit habe ihre Zeit (191f.). Wer das übersehe, verursache u. U. sogar eine noch größere Verhärtung bei den im System verharrenden Religiösen. Genau aus diesem Grund habe Jesus oft in Gleichnissen gesprochen, um nur von denen, die vorbereitet gewesen seien, gehört und verstanden zu werden (192). Eine Raupe lasse sich nicht in die Form eines Schmetterlings pressen (166).

Die Autoren halten wenig von Verbindlichkeit und Disziplin, ja fordern geradezu dazu auf, die Gemeindeglieder aus der Verbindlichkeit zu entlassen (148). Es sei wesentlich nachhaltiger, wenn der Hunger nach Gott einen antreibe, etwa den Gottesdienst zu

1 Der Rezensent hat sich bewusst für den Ausdruck »Religiosität vs. Glaub« entschieden, um keine Verwechslung mit der Barth'schen Diktion »Religion vs. Glaub« aufkommen zu lassen. In der Sache mag Barth dasselbe meinen, aber das Wort »Religion« – das auch ganz neutral die »gläubig verehrende Anerkennung einer alles Sein bestimmenden göttlichen Macht« bezeichnen kann (Duden) – taugt dafür nicht.

besuchen (195). Solche und ähnliche Aussagen werden den Autorinnen Vorwurf des Antinomismus einbringen. Aber nach sorgfältiger Lektüre bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass sie nicht von dieser Seite vom Pferd fallen. Treffend merken die Autoren an, dass man die Wahrheit von der Freiheit eines Christenmenschen nur deswegen nicht verkünden dürfe, weil es auch einen Missbrauch derselben gebe. Pointiert sprechen sie vom »Gehorsam eines geliebten Kindes« (123).

Das an Frank Viola angelehnte organische Gemeindeverständnis weist Parallelen zu Darbys Ekklesiologie auf. Und so teile ich die Skepsis der Autoren gegenüber dem Benennen von Ältesten und der Immunisierung von Pastoren mit Ausdrücken wie »Gottes Gesalbter« (205). Die Autoren favorisieren die Hausgemeinde, warnen aber davor, in ihr ein Allheilmittel zu sehen; auch bei diesem Modell könne man in dieselben Fallen tapen wie bei der institutionalisierten Religiosität, die man glaubte hinter sich gelassen zu haben. Allerdings wird der Gemein-

debegriff noch stärker als bei Viola verwässert, sodass am Ende gar eine Grillparty als Gemeinde durchgeht, wo man das Abendmahl feiert (170ff.). Auch die Geringschätzung der Predigt und die Abwertung von Lehre (171, 182) – ihr wird allenfalls in persönlichen Gesprächen eine Berechtigung eingeräumt – halte ich für irreführend und gefährlich. So stimmt es einfach nicht, dass wir Christen keine Landkarte und nur einen Führer, den Heiligen Geist, benötigen (137). Christen haben eine Landkarte, die Bibel, und ihr Führer wird sich nur innerhalb dieser Landkarte bewegen. Ein wie auch immer gearteter »Eindruck« kann den Schriftbeleg nicht ersetzen.

Am schwerwiegendsten ist jedoch die Tatsache, dass die Autoren eine Sühnetheologie vertreten, die den Zorn Gottes über die Sünde negiert und die Tatsache leugnet, dass Jesus in den drei Stunden der Finsternis diesen Zorn Gottes auch erlitten hat (103f.). Aus diesem Grund halte ich das Buch – trotz der vielen wertvollen Impulse, die es mir gegeben hat – für nicht zitierfähig.



Andreas Boppart nähert sich demselben Thema in Form eines Sachbuches, wobei er eine außergewöhnliche Begabung hat, jeden einzelnen Aspekt des Themas mit einprägsamen und originellen Beispielen zu veranschaulichen – was das Buch zu einem Fundus für jeden macht, der etwa für seine eigenen Predigten um Veranschaulichungen ringt.

Bopparts Aufforderung, sich von Gott herausfordern zu lassen und geistliches Neuland zu erkunden, spricht mir aus dem Herzen. Boppart kommt zu dem treffenden Befund, dass das Neue in der Bibel nicht negativ besetzt ist, sondern es für Gott geradezu charakteristisch ist, Neues zu schaffen und in die Weite zu führen (20, 58ff.). Der Prozess, Neues zu entdecken



Andreas Boppart:

**Neuländisch
in die Weite glauben**

Holzgerlingen (Häussler) 2018
geb., 272 Seiten

ISBN 978-3-7751-5797-1

€ 17,95



und hinzuzulernen, werde sich sogar in der Ewigkeit fortsetzen (30, 179–182).

»Wir alle sind Nutznießer davon, dass Menschen vor uns mutig immer wieder Neuland besritten haben. Alle technischen Errungenschaften sind solchen Menschen zu verdanken – bis hin zu kleinen, sehr angenehmen Details im Alltag« (44f.). Was wir Nachgeborenen so gern vergessen: Das gilt erst recht für die großen Erweckungsbewegungen. Als im 19. Jahrhundert Christen erweckt wurden und alte, festgefahrene Pfade verließen – nicht zuletzt in konfessioneller Hinsicht –, da sahen sie sich prompt mit dem Neuheitsvorwurf konfrontiert. Wer das Neue Testament aufmerksam liest, dürfte nicht überrascht sein: Bereits die Botschaft und das Wirken Jesu selbst waren dem Neuheitsvorwurf durch sein eigenes Volk ausgesetzt (Mk 1,27), und ebenso echauffierten sich die Heiden gegenüber Paulus, dass seine Botschaft neu und fremd sei (Apg 17,19f.). Wo Christen für das Wirken des Geistes offen sind, wird auch heute der Neuheitsvorwurf nicht lange auf sich warten lassen.

Boppert hält plausible Erklärungen für diese Reaktionsweise bereit: Er macht die Angst als Ursache aus, die schon zehn der zwölf Kundschafter davon abgehalten habe, der Neuland-Verheißung Gottes zu vertrauen (33). Seine auch in seelsorgerlicher Hinsicht sehr nützlichen Ausführungen zum Thema »Angst« münden in den Rat, die eigenen Ängste Jesus anzuvertrauen (50f.). Brillant, wie er dann die Verse 19 und 20 von Psalm 18 in Beziehung zueinan-

der setzt: Nur wer seinen Pseudohalt aufgebe und in Gott seinen Halt finde, werde in die Weite geführt (56–58). Damit ist er bei einer weiteren Ursache, warum Christen sich davon abhalten lassen, ins geistliche Neuland aufzubrechen: Man muss zuvor seine Identität in Christus gefunden und gefestigt haben. Christen, die noch nicht verinnerlicht hätten, dass sie Kinder und Söhne Gottes seien, und sich noch als Knechte verstünden, seien unfähig aufzubrechen (104ff.). Auch müsse man sich entscheiden zwischen Menschen- und Gottesfurcht (116ff.). Überdies breche nur der auf, der seine Sinne wie Elisa in 2Kö 6, Jakob in 1Mo 32 oder Abraham in 1Mo 15 für die unsichtbare Realität und den Segen Gottes geschärft habe (194–200). Ebenso originell wie herausfordernd sind die Lektionen, die Boppert der Landnahme durch Josua in jedem einzelnen Kapitel des gleichnamigen Bibelbuches abgewinnt (203–214).

Seit ich selbst zum Thema »Glaube vs. Religiosität« gearbeitet habe und die Reaktionen der Christen nicht ausblieben, die sich durch mein Plädoyer, auf den Boden der christlichen Freiheit zurückzukehren, herausgefordert fühlten, weiß ich, welche Flanken man unbedingt schließen muss. Wer den Legalismus seiner Mitchristen zu Recht kritisiert – Boppert tut das sehr eindringlich –, muss gegen den Vorwurf des Antinomismus gefeit sein. Und hier zeigt sich die große Schwäche von Bopperts Buch: Bei seinem feurigen Plädoyer für den Aufbruch in die christliche Freiheit übersieht er, dass es auch eine bewusste Selbst-

beschränkung geben kann, ja geben muss, sofern die Heilige Schrift dies gebietet.

Obwohl man dem ganzen Buch eine tiefe Wertschätzung des Wortes Gottes und eine große Vertrautheit des Autors mit seiner Bibel abspürt, lässt sich Boppart zu einer Abwertung des Dogmas und des theologischen Wissens hinreißen (22, 58). Natürlich kann das Pochen auf der rechten Lehre auch einem Kritikgeist entspringen. Aber Boppart übersieht, dass der Vorwurf des Kritikgeistes (55) genauso auch als Schuldwaffe benutzt werden kann gegen den, der etwa in einer Ortsgemeinde auf eine lehrmäßige Fundierung der Praxis dringt. Wie sehr der Autor – vermutlich ohne dass es ihm bewusst ist – postmodernem Denken verfallen ist, merkt man, wenn er schreibt: »Irgendwann hat man begriffen, wie Gott in das Weltbild hineinpasst und wie man das Weltbild auf Gott passend macht. Ich wusste zum Beispiel klar, wie man moralisch zu leben hatte, und deshalb auch, wer alles falsch lebte ... Die Folge von einem statischen Glaubensbild ist die Überzeugung, dass man auf der Wahrheits-Insel gestrandet ist und alle, die etwas anderes meinen oder denken, in falschen Gewässern paddeln ... Nicht alle Wahrheit ist absolut – einige Wahrheiten sind beispielsweise nur für spezielle Lebensphasen gültig« (23). Eine Seite weiter heißt es dann: »Manchmal vergisst man sehr schnell, dass alles, was uns als absolute Realität vorkommt, bloß die durch unsere persönliche Brille gefilterte Version davon ist« (24). Zwar konstatiert er: »Mir geht es nicht da-

rum, die Wichtigkeit von Wahrheit zu schmälern«, aber dann ist von den »Bemühungen, die Wahrheit zu bewahren – zumindest das, was wir für wahr erachten«, die Rede (68). Hier zeigt sich, wie sehr der Wahrheitsbegriff Bopparts schon angezählt ist. »Wir beginnen anderen zu sagen, was wahr ist und was falsch – was eigentlich immer nur bedeutet, dass meine Sache wahr und ihre falsch ist ... Gottes Wahrheit, wie ich sie verstehe, ist immer Gottes Wahrheit durch den Filter meiner Brille« (73f.). »Ich dachte, dass es wichtig wäre, in bestimmten Themen ganz klar zu sein und das auch zu kommunizieren, um den ›wahren‹ Gehalt des Glaubens zu bewahren« (95). Wer auch hier noch Zweifel hat, wie sehr der Autor dem Gedanken verfallen ist, dass sich die Dinge an sich nicht erkennen lassen, lese weiter: »Unser Glaube und unser Wahrheitskonstrukt [sic!] sind sehr viel stärker von unserer persönlichen Geschichte geprägt, als wir selbst oft wahrnehmen ... Dabei muss uns immer bewusst sein, dass unsere eigene Erkenntnis nur bruchstückhaft ist und wir als Gläubige Gott nie in vollem Umfang ertasten können – genau wie die Blinden, die einen Elefanten untersuchen« (141).

Ich habe beim Lesen nicht schlecht gestaunt: Das Elefantengleichnis des Buddha im Buch eines christlichen Verlages! Mit dem postevangelikalen und unverhohlenen bibelkritischen, aber an dieser Stelle sehr präzisen Wilfried Härle halte ich Boppart entgegen: »Im Elefantengleichnis nimmt also der Buddha das für sich in Anspruch, was er für alle (und nicht nur für





alle anderen) Religionen bestreitet: dass irgendjemand die ganze göttliche Wahrheit sehen, überblicken und erfassen kann. Das ist der innere Widerspruch dieses Gleichnisses, und darum trägt es nicht zur Klärung, sondern zur Verwirrung bei. Eine zweite Schwäche der relativistischen Religionstheorie besteht darin, dass sie dem Selbstverständnis der monotheistischen Offenbarungsreligionen nicht gerecht wird. Der Glaube an Gott ist in diesen Religionen etwas Unbedingtes, das im Leben und Sterben Halt gibt. Religion sucht nach Gewissheit und lebt von Gewissheit. Und auch wenn diese Gewissheit vom Zweifel begleitet ist, vertrauen die Glaubenden doch darauf, dass sie nicht nur irgendein Teil von Gott erkannt haben, sondern das Wesen Gottes, auf das sie sich verlassen können. Der skizzierte Relativismus ist mit diesem Selbstverständnis der Religionen nur schwer oder gar nicht vereinbar.«²

Eine weitere offene Flanke bei Boppart ist der Umstand, dass sich der Autor ganz unverhohlen als Mystiker zu erkennen gibt. Aus der an sich richtigen Tatsache, dass »Christus in uns« wohnt, schlussfolgert er, dass eine Reise nach innen der Schlüssel zur Gotteserkenntnis ist (82–89); zu diesem Zweck scheut er auch nicht davor zurück, Henri Nouwen zu zitieren. Boppart hat recht, wenn er »rein religiöses Verhalten ohne lebendigen Glauben oder die richtige Herzenshaltung« und den Versuch, »aus eigener Kraft krampfhaft... ein netterer oder frömmerer Mensch zu sein«, kritisiert (96) und dazu auffordert, stattdessen auf »Got-

tes Stimme« zu hören (99). Diese ist jedoch, anders als die Mystiker meinen, in seinem Wort zu finden. Am Ende des Buches, wenn er den Psalm 1 zum Studium empfiehlt und eindringlich mahnt, an Wasserbächen zu wurzeln und die eigenen Wurzeln tief in Gottes Wort zu gründen (252f.), korrigiert er seine Verirrungen in Richtung Mystik im Grunde selbst.

Eine dritte gravierende Schwachstelle des Buches besteht darin, dass nicht klar definiert wird, wann ein Christ ein Christ ist (126). So ist der Sohn in Lk 15 gar nicht verloren (105). Die alles entscheidende Frage ist nicht, ob »du dir vergeben kannst« (112), sondern ob Jesus dir vergeben hat. Am Beginn aller Christusnachfolge steht die neue Geburt im Sinne von Joh 3. Gott übersieht die Sünde nicht einfach (111), sondern sofern jemand mit seiner Schuld zum Kreuz gekommen ist, sieht er ihn fortan in Christus. Kurzum: Was die Heilslehre betrifft, tut eine Rückkehr zu einer klaren Dichotomie Not. Es gibt aus der Sicht der Bibel nur zwei Gruppen von Menschen – errettet oder verloren!

Bopparts Buch ist ein Weckruf, sich neu aufs Evangelium zu besinnen und nicht zuzulassen, dass es zur Religiosität verkommt, wo man aus eigener Kraft versucht, fromm zu sein. Seinen Auslassungen zur Identität in Christus, seine Warnung, Orthodoxie könne auch nur fromm getarnte Lieblosigkeit sein, sein Plädoyer für das Freiheitsvertrauen – er spricht pointiert vom Pygmalion-Effekt: all dem stimme ich voll und ganz zu.

Allerdings ist es nicht damit getan, die Lehre so weit abzuwerten,

² Wilfried Härle: »... und hätten ihn gern gefunden«. *Gott auf der Spur*, Leipzig 2017, S. 156.

dass sie sich nicht mehr trennend zwischen Christen stellt. So geht es in der Auseinandersetzung mit Katholiken mitnichten bloß um die äußere Form, wie Boppart glauben machen will (146f.), sondern um die Frage, was rettender Glaube ist. Wer Bopparts Auslassungen zu »der Krieg ist vorbei« (156) liest, könnte meinen, die strittigen Fragen der Reformation, auf welchem Wege man gerettet werden kann,

seien zwischen Katholiken und Protestanten inzwischen geklärt. Und so verwundert es nicht, dass der Autor gerade Joh 17, Röm 14 und 1Kor 13 miss- und zum Zweck seiner ökumenischen Absichten uminterpretiert. Nein, umgekehrt wird ein Schuh daraus, und die Lösung liegt gerade im fortwährenden Ringen darum, welche Grenzen die Heilige Schrift setzt und wo sie uns Freiheit gewährt.



Fazit: Das Anliegen o.g. Autoren, zu reflektieren, wo man zu eng geworden ist, ist legitim. Schon der Verfasser von Psalm 115 wusste, dass wir zu dem werden, was wir anbeten. Ist unser Bild von Gott zu eng, werden wir selbst eng. Das gilt aber in beide Richtungen. Man kann das Gottesbild auch in wohlmeinender, seelsorgerlicher Absicht zu weit fassen, und dann gerät es ebenso wie ein zu gestrenges Gottesbild zur Projektion.

Wem das Thema »Religiosität vs. Glaube« wie mir unter den Nägeln brennt und wer vielleicht unter der legalistischen Denkungsart seiner Glaubensgemeinschaft leidet, dem sei abschließend Thorsens Attendorns Vortragsreihe »Das gesunde Gottesbild« empfohlen.³ Ich empfinde es als fulminant, wie hier durch die Dekonstruktion unseres falschen Gottesbildes jeder Religiosität die Grundlage entzogen wird! Eine Wohltat zudem, jemand, der begrifflich geschult ist, predigen zu hören. Auch das ist »unerhört«! Der Ansatz hat das Potential, den Offbeat anzustimmen und den Gleichschritt der

Marschierenden mächtig durcheinanderzubringen! Ich habe die Predigten als echte Weissagung empfunden. »Weissagungen verachtet nicht« (1Thess 5,20f.).

Attendorns abstrakte und deswegen nicht anstößige Gedanken müssen allerdings noch konkretisiert und operationalisiert werden! Das ist die Aufgabe von uns Zuhörern. Wer diese Konkretisierungen vornimmt, wird sich – je nach gemeindlichem Umfeld – dem Vorwurf ausgesetzt sehen, er polarisiere. Aber er polarisiert nicht, sondern führt zurück in die Freiheit eines Christenmenschen! Gott, der ganz Andere, der Erhabene und Heilige, ist groß – und er kann auch heute noch aus den Fesseln der Religiosität und Leistungsfrömmigkeit befreien!

»Lass die Quellen wieder fließen, die verschmutzt sind und verstopft. Lass das Leben wieder sprießen, das verhärtet und verkopft.«

Marcel Haldenwang

3 <https://youtu.be/AzZoY5suxeg> (und folgende Teile).

Halleluja!

Irgendwo habe ich die Geschichte vom Halleluja-Willy gehört. Das war ein Junge, der schon als Kind auf kriminelle Abwege geriet. Aber durch den Dienst der Heilsarmee fand er zum Glauben und freute sich so darüber, dass er alles, was ihm begegnete, mit »Halleluja« kommentierte.

Ein Lehrer, der sich über Willys Wandlung freute, doch seine Halleluja-Rufe übertrieben fand, nahm sich seiner an und versuchte, ihn durch Bildung und Aufklärung zu einer gemäßigteren Form christlicher Lebensäußerung zu bewegen. Er gab ihm ein naturwissenschaftliches Buch. Aber kaum hatte Willy das Buch aufgeschlagen, da erscholl schon sein »Halleluja«.

Auf die erstaunte Frage des Lehrers erklärte Willy: »Hier steht, dass das Meer im Mindanao-Graben über zehntausend Meter tief ist.«

»Na und?«

»In der Bibel steht: ›Gott wirft unsere Sünden in die Tiefen des Meeres.‹ Da holt sie keiner wieder rauf. Halleluja!«

So ist das: Der natürliche Mensch sieht auf die Umstände und erkennt, dass es immer etwas zu klagen gibt. Der geistliche Mensch aber lernt, allem ein »Halleluja« abzugewinnen. Selbst noch der Tiefe des Mindanao-Grabens.

Autor unbekannt